



Ludw.
Bechsteins
Märchenbuch

Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart.

No 418

WALLISHÄUSSER'SCHE
KUNSTHOF-BUCHHANDLUNG
ADOLPH W. KUNAST
WIEN
I. HOHER MARK

K 3.60

23 ¹ Niedziela Marzec

24 ¹ Czwartek

25 Piątek

26 Sobota ~~Czwartek~~

27 Niedziela ~~XXXXXXXXXX~~

28 ~~Poniedziałek~~

29 ~~Wtorek~~

30 Niedziela Sobota

31 Czwartek

1 Piątek Kwiecień

2 Sobota

3 Niedziela Czwartek

4 Poniedziałek

5 Wtorek t t



Ludwig Bechsteins
Neues Märchenbuch.

In sorgfältiger Auswahl für die Jugend

bearbeitet von

K

Max Pannwitz.

Mit 6 Farbdruck- und 61 Textbildern von f. Bergen, W. Claudius, f. Flinzer,
Johs. Gehrts, R. Gutschmidt, R. Leinweber, A. Lewien, V. Mohn,
A. Rothaug, P. Schnorr, Chr. Votteler, A. Zick, W. Zweigle.

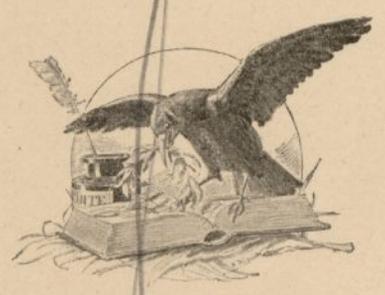
Sechzehnte Auflage.



Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart.

Handwritten initials or signature in the top left corner.

Handwritten initials or signature in the top right corner.



Handwritten numbers '11' in the middle right section of the page.

Inhalts-Übersicht.

	Seite
Das Natterkrönlein. (Mit Buntbild.)	1
Der Hase und der Fuchs	4
Der Teufelsweg auf Falkenstein	5
Der redende Esel	8
Zwergenmützchen. (Mit Buntbild.)	12
Der Wandergeselle	18
Die goldene Schäferei	25
Schäferstknecht und Königssohn	31
Das winzige, winzige Männlein	33
Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte. (Mit Buntbild.)	36
Der starke Gottlieb.	40
Der wandernde Stab	46
Der weiße Wolf.	51
Die Adler und die Raben. (Mit Buntbild.)	56
Der Hase und der Elefantenkönig	58
Der Hase und der Vogel.	62
Der Einsiedler und die drei Gauner	65
Der listige Rabe	67
Der Dieb und der Teufel	69
Die verwandelte Maus	72
Der Raben Arglist und Rache	74
Die Wiesenjungfrau. (Mit Buntbild.)	76
Die beiden kugelrunden Müller	77
Die Spinnerin im Mond.	79
Das Unentbehrlichste	82
Undank ist der Welt Lohn	86
Seelenlos	91
Das blaue Flämmchen.	96
Aschenpüster mit der Wünschelgerte	98
Schneider Hänschen und die wissenden Tiere. (Mit Buntbild.)	104
Bruder Sparer und Bruder Bertuer	112
Die Wünschdinger	113



Das Krönlein.

(Mit Buntbild.)



In dem Stalle eines geizigen Bauern, der eine fromme, mildherzige Magd hatte, wohnte eine schöne Schlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte. Die konnte man des Nachts zuweilen gar wunderbar singen hören, denn diese Krönleinnattern haben die Gabe, schöner zu singen als das beste Vögelein.

Wenn nun die treue Magd in den Stall kam und die Kühe molk, oder sie fütterte und ihnen streute — was sie mit großer Sorgfalt tat, denn ihres Herrn Vieh ging ihr über alles, — da kroch manchmal das Schlanglein, welches so weiß war, wie ein weißes Mäuschen, aus der Mauerspalte, darin es wohnte, und sah mit klugen Augen die geschäftige Dirne an. Dieser

kam es dann immer vor, als wolle die Schlange etwas von ihr haben, und barmherzig, wie sie war, ließ sie regelmäßig in ein kleines Untertäßchen etwas kuhwarme Milch und stellte es dem zierlichen Tierlein hin. Die Schlangenkönigin aber trank die Milch mit großem Wohlbehagen und wendete dabei ihr Köpfschen, und da glitzerte das Krönlein wie ein Demant oder ein Karfunkelstein und leuchtete ordentlich in dem dunklen Stalle.

Die gute Dirne freute sich über die weiße Schlange gar sehr und nahm auch wahr, daß ihres Herrn Kühe, seit sie die Krönleinnatter mit Milch tränkte, sichtbar

gediehen, viel mehr Milch gaben, stets gesund waren und sehr schöne Kälbchen brachten, worüber sie die größte Freude hatte.

Da traf sich's einmal, daß der Bauer in den Stall trat, als just die Natter ihr Tröpfchen Milch schleckte, das ihr die gute Dirne hingestellt hatte. Weil er aber über alle Maßen geizig und habfüchtig war, so fuhr er gleich so zornig auf, als ob die arme Magd die Milch eimerweise weggeschenkt hätte.

„Du nichtsnutze Dirn', die du bist!“ schrie der böse Bauer. „So gehst du also um mit Hab und Gut deines Herrn? Schämst du dich nicht der Sünde, einen solchen giftigen Wurm, der ohnedies den Kühen zur Nacht die Milch aus den Eutern zieht, auch noch zu füttern und in den Stall zu gewöhnen? Hat man je so etwas erlebt? Schier glaub' ich, daß du eine böse Hexe bist und dein Satanswesen treibst mit dem Teufelswurm!“

Die arme Dirne wußte diesen unverdienten harten Vorwürfen nichts als reichliche Tränen entgegenzusetzen. Aber der Bauer kehrte sich nicht im mindesten daran, daß sie weinte, sondern er schrie und zankte sich immer mehr und mehr in den vollen Zorn hinein, vergaß alle Treue und allen Fleiß der Magd und fuhr fort zu wettern und zu toben:

„Aus dem Hause, sag' ich, aus dem Hause! Und auf der Stelle! Ich brauche keine Schlangen als Kostgänger! Ich brauche keine Milchdiebinnen und Hexendirnen! Gleich schnürst du dein Bündel, aber gleich! und machst, daß du aus dem Dorfe fortkommst, und läßt dich nimmer wieder hier blicken, sonst zeig' ich dich an beim Amt, da wirst du eingesteckt und kriegst den Staupbesen, du Hexendirne!“

Laut weinend entwich die so hart gescholtene Magd aus dem Stalle, ging hinauf in ihre Kammer, packte ihre Kleider zusammen und schnürte ihr Bündlein. Dann trat sie aus dem Haus und ging über den Hof. Da wurde ihr weh ums Herz, denn sie hörte eben im Stall ihre Lieblingskuh brüllen. — Der Bauer war inzwischen weitergegangen; so trat sie noch einmal in den Stall, um gleichsam im stillen und unter Tränen Abschied von ihrem lieben Vieh zu nehmen; denn frommem Hausgesinde wird das Vieh seiner Herrschaft so lieb, als wäre es sein eigen.

Und da stand nun die Dirne im Stall und weinte sich aus und streichelte noch einmal jede Kuh, und ihr Liebling leckte ihr noch einmal die Hand — und sieh, da kam auch die Schlange mit dem Krönlein gekrochen.

„Leb' wohl, du armer Wurm, dich wird nun auch niemand mehr füttern,“ sprach die Magd.

Da hob sich das Schlanglein empor, als wollte es ihr seinen Kopf in die Hand legen, und plötzlich fiel das Natterkrönlein in des Mädchens Hand, und die Schlange glitt aus dem Stalle, was sie vorher nie getan hatte. Das war ein Zeichen, daß auch sie aus dem Hause scheide, wo man ihr fürder nicht mehr ein Tröpflein Milch gönnen wollte.

Jetzt ging die arme Dirne ihres Weges und wußte nicht, wie reich sie war. Sie kannte des Natterkrönleins große Tugend nicht. Wer es aber besitzt und bei sich trägt, dem schlägt alles zum Glück aus, der ist allen Menschen angenehm, dem wird eitel Ehre und Freude zuteil.

Draußen vor dem Dorfe begegnete der scheidenden Magd der reiche Schulzensohn, dessen Vater vor kurzem gestorben war, der schönste junge Bursche des Dorfes. Der gewann gleich die Dirne lieb, und er grüßte sie und fragte sie, wohin sie gehe, und warum sie aus dem Dienste scheidet. Da sie ihm nun ihr Leid klagte, hieß er sie zu seiner Mutter gehen, und sie solle dieser nur sagen, er sende sie.

Wie aber die Dirne zu der alten Frau Schulzin kam und ausrichtete, was der Schulzensohn ihr aufgetragen, da faßte die Frau gleich zu ihr ein großes Vertrauen und behielt sie im Hause. Als am Abend die Knechte und die Mägde des reichen Bauern zum Essen kamen, da mußte die Neuaufgenommene das Tischgebet sprechen, und es deuchte allen, als flössen des Gebetes Worte von den Lippen eines heiligen Engels, und wurden alle von einer wunderbaren Andacht bewegt und gewannen zu der Dirne eine große Liebe. Und als abgegessen war und die fromme Dirne wieder das Gebet und den Abendsegen gesprochen und das Gefinde die Stube verlassen hatte, da faßte der reiche Schulzensohn die Hand der ganz armen Dirne und trat mit ihr vor seine Mutter und sagte: „Frau Mutter, segnet mich und die — denn die nehm' ich zur Frau oder keine. Sie hat mir's einmal angetan!“

„Sie hat's uns allen angetan,“ antwortete die alte Frau Schulzin. „Sie



ist so fromm, als sie schön ist, und so demütig, als sie makellos ist. Im Namen Gottes segne ich dich und sie und nehme sie von Herzen gern zur Tochter.“

So wurde die arme Magd zur reichsten Frau des Dorfes, und zu einer ganz glücklichen noch dazu.

Mit jenem geizigen Bauern aber, der um die paar Tröpflein Milch sich so erzürnt und die treueste Magd aus dem Hause getrieben hatte, ging es bald den Krebsgang. Mit der Krönleinmutter war all sein Glück hinweg; bald mußte er sein Vieh verkaufen, dann seine Äcker. Alles kaufte aber der reiche Schulzensohn, und seine Frau führte die lieben Kühe, die nun ihre eigenen waren, mit grünen Kränzen geschmückt in ihren Stall und streichelte sie und ließ sich wieder die Hände von ihnen lecken und molk und fütterte sie mit eigener Hand.

Als sie wieder einmal so im Stalle beschäftigt war, erschien plötzlich ihre weiße Schlange. Da zog die junge Frau schnell das Krönlein hervor und sagte:

„Das ist schön von dir, daß du zu mir kommst. Nun sollst du auch alle Tage frische Milch haben, soviel du willst, und da hast du auch dein Krönlein wieder, mit tausend Dank, daß du mir damit so wohl geholfen hast. Ich brauch' es nun nicht mehr, denn ich bin reich und glücklich durch Liebe, durch Treue und durch Fleiß.“

Da nahm die weiße Schlange ihr Krönlein wieder und wohnte in dem Stalle der jungen Frau, und auf deren ganzem Gute blieben Friede, Glück und Gottes Segen ruhen.

Der Hase und der Fuchs.

In Hase und ein Fuchs reisten miteinander. Es war Winterzeit, kein Kraut grünte, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. — „Das ist ein hungriges Wetter,“ sprach der Fuchs zum Hasen, „mir schnurren alle Gedärme zusammen.“

„Jawohl,“ antwortete der Hase. „Es ist überall Dürrehof, und ich möchte meine eigenen Löffel fressen, wenn ich damit ins Maul langen könnte.“

So trabten sie hungrig miteinander fort. Da sahen sie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korbe kam dem Fuchs und dem Hasen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln.

„Weißt du was?“ sprach der Fuchs, „lege dich hin der Länge lang und stelle dich tot! Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Hasenbälge geben Handschuhe; derweilen erwische ich den Semmelforb, uns zum Troste.“

Der Hase tat nach des Fuchses Rat, fiel hin und stellte sich tot, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte



sich nach dem Hasen. Jetzt witschte der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und strich damit quersfeldein. Gleich war nun auch der Hase wieder lebendig und folgte eilend seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu teilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte, was der hungrige Hase sehr übel vermerkte.

Als die beiden nun in die Nähe eines kleinen Weiher's kamen, sprach der Hase zum Fuchs:

„Wie wär' es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrot, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Gile aber, ehe der Weiher zufriert!“

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und

hing seinen Schwanz hinein, und es dauerte nur eine kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach der anderen, und sagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es auftaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur, bis es auftaut!“ Dann lief er davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böser Hund an der Kette.

Der Teufelsweg auf Falkenstein.

Eine Sage.

Sin Ritter von Sann warb — es ist jetzt viele hundert Jahre her — um die Hand der Tochter eines Herrn von Falkenstein. Aber der Vater war ihm abhold und wies des Ritters Werbung mit den höhnnenden Worten ab:

„Meine Tochter will ich Euch gern zum Ehegemahl geben, ich verlange nur einen geringen Bedienten. Schafft diese Felsenacken in einer Nacht zum gang-



und reitbaren Weg um — das ist mein Beding und mein Bescheid!“

Unmögliches hatte der hartherzige Vater begehrt, und hätten tausend und aber tausend Hände sich zugleich zerarbeitet an dem harten Felsgestein, es wäre nicht möglich gewesen, in so kurzer Frist das Werk zu vollenden.

Traurig ritt der Ritter von Sayn, Kuno geheiß, von dannen, und zog nach dem heiligen Lande. Dort focht er tapfer in vielen Sarazenen Schlachten und suchte den Tod, fand ihn aber nicht. Dabei blieb er stets eingedenk der von ihm geliebten und umworbene Jungfrau und kehrte endlich in die Heimat zurück, wo er außer seiner Ritterburg ein großes Silberbergwerk besaß.

Mit schmerzlichen Gedanken umirrte er den felsuntürmten Falkenstein, hätte gern Kunde gehabt von seiner Geliebten und starrete trübe die Felsen an, die ihn mit ihrer Härte an sein eigenes hartes Geschick erinnerten.

„Hier hilft keine menschliche Macht, nur Zauber könnte diese Felsen zum Wege bahnen!“ seufzte der Ritter. Horch, da war es ihm, als höre er seinen Namen rufen, und wie er umschaut, hebt sich ein Erdmännchen in brauner Kutte, eisgrau und

mit verschrumpftem Gesicht, aus einer Felskluft herauf und redet ihn mit sonderer Stimme also an:

„Kuno von Sagn, was lässest du nach Silber wühlen drunten auf deinem Gebiet und störst unsere Ruhe? Willst du diese Felsen zum Wege gebahnt sehen? Willst du die Erbtochter vom Falkenstein, die droben noch einsam um dich trauert und nach dir sich sehnt, dein nennen? Dann gelobe nur eins, und schwöre es zu halten!“

Dem Ritter ward seltsam zumute bei dieser Erscheinung und Rede; er dachte, es sei eine Versuchung des bösen Feindes, und was er geloben sollte, möchte etwa seine Seele sein. Er fragte daher nicht ohne Zagen: „Was ist dein Begehrt?“

Da sprach das Erdmännchen: „Versprich mir auf dein ritterlich Wort, daß du morgenden Tages alle deine Gruben, Schachte und Stollen willst zuschütten lassen, die wir ohnedies, so wir wollten, ersäufen könnten — so wollen wir in heutiger Nacht noch die Felsen ebnen, daß du, wenn du getan hast, was ich heiße, am lichten Tag hinaufreiten und den Falkensteiner an seine Zusage mahnen kannst.“

Des war der Ritter hocherfreut, er sagte gern zu,



was der kleine Erdzwerge verlangte, und begab sich zur Ruhe. — Als es Nacht geworden war, regte sich's wunderbarlich um die Burg, es krachte, es polterte, es hackte, es schaufelte, denn tausend kleine Berggeister allzumal, die, obschon zwerghaft gestaltet, doch mit Riesenkraft begabt waren, förderten das verheißene Werk. Und als der Hahn den Morgen ankrächte, war's vollbracht, und als die Sonne hinterm fernen Speffart heraufstieg, da ritt schon Kuno von Sajn den neuen Weg und ließ sein Horn erschallen, daß sich der Wächter auf dem Turme des Falkenstein nicht wenig verwunderte. Noch mehr aber verwunderte sich der Falkensteiner selbst. Doch freute er sich auch des so lange ersehnten Weges und hielt sein ritterliches Wort und gab seine Tochter dem treuen Kuno zur Gemahlin. Der Ritter Kuno von Sajn hielt gleichermaßen sein dem Zwerge gegebenes Wort und ließ die Schachte, darin er nach Silber gegraben hatte, zuwerfen und eingehen. Der Felsenpfad aber, den die Erdgeister bahnten, heißt noch heute der Teufelsweg.

Der redende Esel.

Auf einem hohen, waldreichen Gebirge hauste ein mächtiger Berggeist, der gern die Menschen neckte, an den Bösen häufig seine Tücke ausließ und ihnen allerlei schlimmen Schabernack spielte, guten Leuten aber hilfreich war. Freilich hatte seine Hilfe oft einen absonderlichen Beigeschmack, und es ging gewöhnlich nicht ohne allerlei Schrecken oder Angst ab, ehe sie eintrat.

So schritt einst ein armer Händler mit vielen Glaswaren, die er in einer auf dem Gebirge gelegenen Glashütte zum Weiterverkauf eingehandelt hatte, von den Bergen zu Thal und berechnete, wie jenes Milchmädchen in der Fabel, den Gewinn, den er aus seinen Gläsern ziehen wollte. So viel würden ihm die Kolben und Retorten einbringen, für die der Apotheker das Doppelte des Einkaufspreises bezahlen sollte, so viel die runden Lichtkugeln für die Werkstätten der Schuhmacher, so viel die Wein- und Wasserflaschen, wie sie die Gastwirte bedürfen — und da kam ein hübsches Gewinnstimmchen heraus. Auch war der Glaser klüger, als jenes Milchmädchen, er hüpfte nicht bei dem Gedanken an seinen Gewinn in die Höhe, sondern achtete auf seinen Weg, der ziemlich steil und uneben war, und auf seine Last, die nicht leicht war.

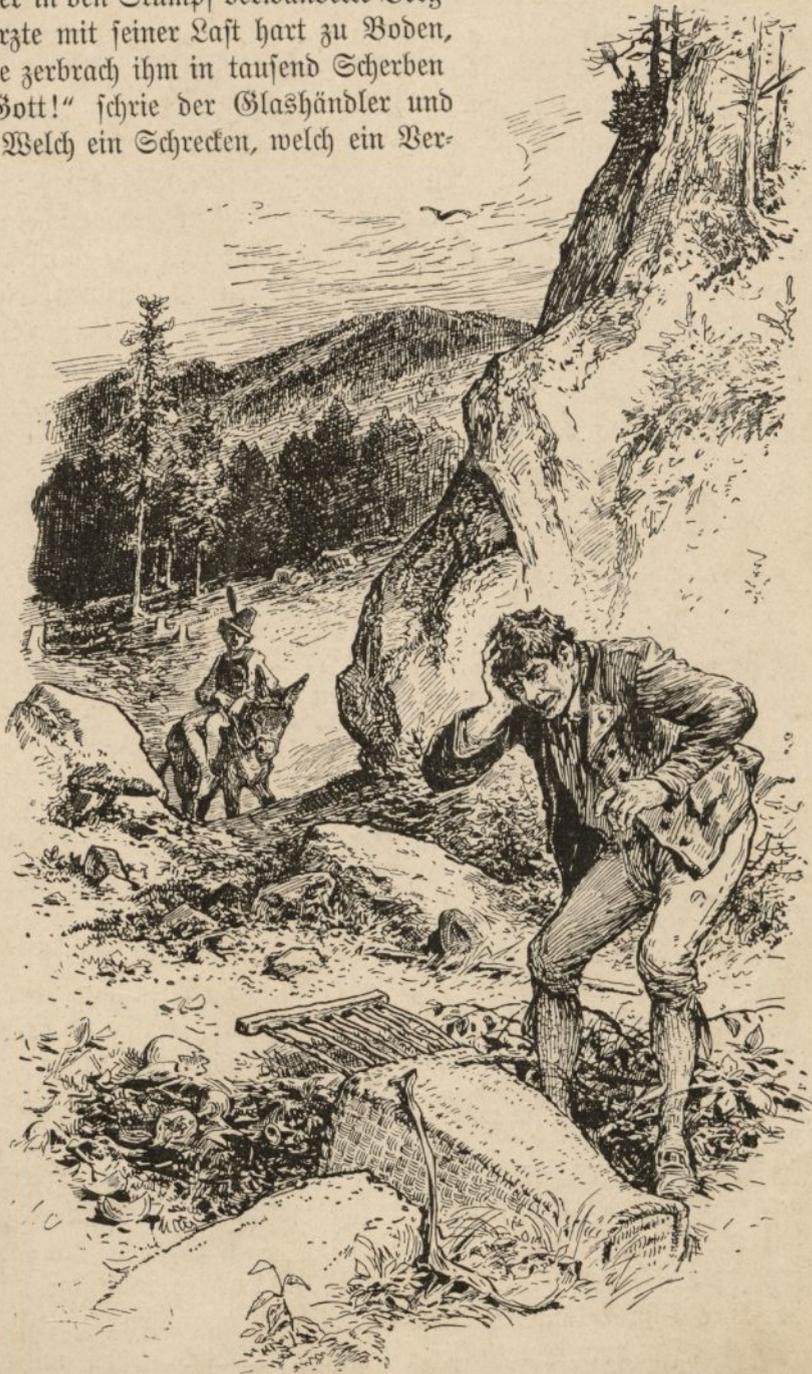
Unsichtbar begleitete den Glazmann der Berggeist und hörte dessen im Selbstgespräch laut ausgesprochenen Gedanken. Da nun der Händler auf mehr Gewinn sann, als ihm eigentlich gebührte, so war der Geist gleich darauf bedacht, ihm einen Poffen zu spielen und ein wenig Schrecken in die Glieder zu jagen. Er verwandelte sich daher eine Strecke voraus, unterhalb einer recht steilen Wegstelle, die man mit Recht eine Kniebreche nennen konnte, in einen alten, glatt abgesägten Baumstumpf, der so recht einladend zum Ausruhen dicht am Wege stand.

Der Glasmann wandelte vorsichtig an der steilen Stelle nieder, und es wurde ihm dieses Abwärtssteigen mit seiner Last ungleich beschwerlicher, als wenn er bergan hätte steigen müssen. Daher tat ihm not, ein wenig auszuruhen, und als er den alten Baumsturzeln erblickte, setzte er sich samt seiner Glasfrage darauf. In diesem Augenblick verschwand der in den Stumpf verwandelte Berggeist und der Mann stürzte mit seiner Last hart zu Boden, und die ganze Glasware zerbrach ihm in tausend Scherben.

„Ach Gott! Ach Gott!“ schrie der Glashändler und geriet ganz außer sich. Welch ein Schrecken, welch ein Verlust! Der Mann gebärdete sich, als ob er sich das Leben nehmen wollte. Anderes Glas holen konnte er nicht, denn er hatte kein Geld mehr, und auf Borg gab man ihm nichts mehr. Sein sauer verdientes bißchen Geld, das er in neuen Glaswaren angelegt hatte, — hier lag es nun in Scherben!

Da ritt ein junger Geselle auf einem Esel pfeifend und singend vom Gebirge nieder, der traf mit dem jammernden Manne zusammen und fragte ihn, warum er so weine und klage. Dem erzählte er, welches Unheil ihm widerfahren wäre, und der Reiter fragte ihn, wie hoch er seinen Verlust und Schaden veranschlage.

„Ach, acht bis neun Taler zuversichtlich samt dem, was



ich an der zerbrochenen Ware hätte verdienen können!“ rechnete jener feufzend aus. „Ich möchte dir gern helfen, armer Tropf,“ sprach der auf dem Esel, „aber ich habe selbst kein Geld. Doch weißt du was? Da drunten im Tale wohnt ein Müller, der ist ein Schalk und zugleich ein Gastwirt. Er mißt das Mehl ab, daß den Kunden die Augen übergehen, und ebenso unchristlich sind sein Maß und seine Rechnung, wenn jemand bei ihm einkehrt. Er ist die Habsucht und Gewinnsucht selbst, und zur Strafe soll der dir dein Glas ersetzen.“

„Wie wäre es möglich, daß ein geiziger und habfüchtiger Mann dies aus freien Stücken täte?“ fragte der Glashändler, indem er neben dem Reitenden weiterschritt und gefällig da, wo es steil hinabging, dessen Esel am Zaume führte.

„Aus freien Stücken?“ fragte mit höhnischem Lächeln der Reisende. „Nein, mein guter Gefelle! Aus freien Stücken tut es der Müller nicht, des bin ich sicher. Aber er muß es dennoch tun. Wir wollen ihm meinen Esel verkaufen, der unter Brüdern seine zwölf Taler wert ist. Wenn er nun für neun Taler den Esel bekommt, so geht er freudig auf den Handel ein und gibt uns noch obendrein freie Zechen.“

„Ja — aber — lieber Herr“ — fragte der Glasmann kleinlaut, — „Ihr wollt doch nicht — Euren Esel — mir zuliebe —?“ —

„Dem Müller verkaufen?“ ergänzte der Reiter. „Ei, warum denn nicht, mein guter Gefelle? Darauf kommt es mir nicht an; ich weiß noch mehr Esel.“

Der Glasmann wollte gar nicht an das in Aussicht gestellte Glück glauben. Es schien ihm ganz undenkbar, daß ein Mensch, der, wie er selbst sagte, kein Geld hatte, zu seinen Gunsten sich eines wertvollen Esels berauben werde — er wußte freilich nicht, daß der Eselbesitzer kein anderer war, als der neckische Berggeist, der ihn erst zu Fall gebracht und seinen Schaden verursacht hatte.

Bald war die Mühle erreicht; der Müller stand schon in der Thür und freute sich, die Fremden kommen zu sehen. Auch blickte er mit Wohlgefallen auf den stattlichen, äußerst gut genährten Esel hin. So glatt und kräftig, wie dieser, sahen die Esel in seiner Mühle keineswegs aus.

Die Gäste ließen sich Brot und Wurst und Bier reichen, ein Wort gab das andere, der Glaser erzählte sein Unglück, und der Müller wollte sich vor Schadenfreude tod darüber lachen; er lachte, daß er sich seinen kugelrunden Bauch halten mußte, und daß er förmlich stäubte. Das verdroß den Glasmann über alle Maßen, doch bedeutete ihn ein Blick des Reisenden, sich ganz ruhig zu verhalten.

Als der Müller genug gelacht hatte, hörte man plötzlich das J—ah des draußen vor der Thür angebundenen Esels, worauf der Müller das Gespräch alsbald auf diesen lenkte. „Ein hübscher Kerl, fürwahr, Euer Esel! Wie alt?“ — „Bier Jahre!“ — „Wie teuer?“ — „Nicht feil.“ — „Schade. Ich hätt' ihn brauchen können; vorige Woche ist mir einer zugrunde gegangen.“ — „Werdet ihn zu gut gefüttert haben, Müller!“ stichelte der Fremde. — „Oho — das gerade Gegenteil,“ verschnappte sich der Müller. — „So? Da sollte mich mein Esel dauern, wenn er in Eure Hände käme. Mein Esel ist gewohnt, gut zu essen.“

„Ja doch,“ verbesserte sich der Müller. „Bei mir soll es ihm auch nicht

fehlen. Ich wollte nur sagen, daß der meine nicht mehr fressen wollte und deshalb draufging. Ich geb' Euch ein schönes Stück Geld — ganze sieben Taler."

"Oho! Weiter fehlte mir nichts!" spottete der Eselbesitzer. "Wo denkt Ihr hin? Solch ein prachtvoller Esel und sieben Taler? Nicht um zwölf ist er mir feil."

Im Müller erwachte eine wahre Eselhabsucht. "Acht Taler geb' ich!" rief er, fuhr in die Tasche und klingelte mit hartem Gelde. — "Gebt elf, und der Handel ist gemacht!" — "Nein! Nein!" schrie der Müller. "Das ist mein letztes Wort." — "Und mein letztes ist zehn, dabei bleibt es, und freie Zeche," sprach der Eselbesitzer.

Der Müller kraute sich hinter den Ohren, wollte noch abdingen, aber der Fremde blieb unerschütterlich.

"Freie Zeche und zehn Taler, nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig, nicht einen Heller weniger!" hieß es. — "Ihr seid ein Mann von Stein!" klagte der Müller. "O ja, sagt doch lieber von einem ganzen Gebirge!" lautete des Fremden vielstimmige Gegenrede.

Der Müller mußte den Esel haben, und zählte ächzend und krächzend zehn Taler auf den Tisch, aber keineswegs in harten Talern, sondern in eitel Groschen und verschimmelten, dünnen Zweigroschenstücken, an denen Mehl und Grünspan hingen. Vergnügt strich der Fremde das Geld, nachdem er es einigemal überzählt hatte, ein, tat



es in ein ledernes Beutelchen und übergab es seinem Begleiter, während der Müller voller Freuden bereits hinausgerannt war, seinen Esel in den Stall zu führen.

Der Glasmann war ganz überrascht über die Gabe, wollte danken, aber der Fremde sprach: „Spar' den Dank! Neun Taler war ich dir schuldig, den zehnten nimm für deinen Schreck. Jetzt gehe in den Stall und schaue, was der Müller treibt, und fahre wohl! Wenn der Müller nach mir fragt, so sage ihm nur, ich sei über die Höhe.“

Der hocherfreute Glasmann nahm seine Scherbenkraxe auf den Rücken und verfügte sich über den Hof nach dem Stalle, wo der neugekaufte Esel bereits abgezäumt an der Krippe stand. Mit eigener Hand hatte der Müller frische Heide untergestreut und trug jetzt ein großes Bündel duftiges, zartes Gebirgsheu im Arme, das er dem Esel in der Krippe ausbreitete.

Wie wunderte sich aber der Glasmann, und wie heftig erschrak der Müller, als der Esel den letzteren mit einem unaussprechlichen Blicke ansah, mit dem Kopfe schüttelte und mit den langen Ohren bedenklich wackelte, heißen Odem ausstieß und endlich das breite Maul aufthat und mit tiefer Stimme sprach: „Du juter Mensch, juter Müller — es tut mir leid, aber ich esse kein Ha—ha—heu!! Ich esse nur Fe—bibo—backenes und Zebri—bro—bratenes!“ Voll Entsetzen stürzte der Müller aus dem Stalle, rannte den Glasmann an der Thür fast über den Haufen und schrie: „Der Teufel ist im Stalle! Wo ist der nichtsnutze Kerl, der mir einen Spul verkaufte?“

„Der ist über die Höhe!“ rief der Glasmann, und lachte jetzt so sehr, als vorhin der Müller über ihn gelacht hatte.

Der Müller rief alle seine Leute zusammen und schrie immerfort vom redenden Esel; denn da er nicht weit in der Welt herumgekommen war, so war es ihm etwas ganz Unerhörtes, einen Esel reden zu hören; seine Leute aber glaubten, er sei übergeschnappt. Jetzt führte er sie alle nach dem Stalle, den Esel zu zeigen; aber siehe, an dessen Stelle hing eine Schütte Stroh an der Halfter vor der Eselskrippe, und der Müller versicherte hoch und teuer, daß er selbst ein geschlagener — Esel sei.

Der Glasmann aber ging seiner Wege, segnete den Berggeist und gönnte von Herzen dem schadenfrohen Müller den eigenen Schaden und Ärger.

Zwergenmützchen.

(Mit Buntbild.)

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter liebte er sehr, aber mit den Söhnen war er stets unzufrieden; sie konnten ihm nie etwas recht machen. Darüber waren die Brüder sehr bekümmert und wünschten sich weit weg von ihrem Vaterhaus und saßen oft beisammen, klagend und seufzend, und wußten nicht, was sie anfangen sollten.

Eines Tages, als die drei Brüder auch so betrübt beisammen saßen, seufzte der eine von ihnen: „Ach, hätten wir nur ein Zwergenmützchen, da wäre uns allen

geholfen.“ — „Was ist's damit?“ fragte der eine von den beiden anderen Brüdern. — „Die Zwerge, die in den grünen Bergen wohnen,“ erklärte der erste, „haben Mützchen, die man auch Nebelkäpplein nennt; mit denen kann man sich unsichtbar machen, wenn man sie aufsetzt. Das ist gar eine schöne Sache, liebe Brüder. Da kann man den Leuten aus dem Wege gehen, die nichts von einem wissen wollen, und von denen man nie ein gutes Wort empfängt. Man kann hingehen, wohin man will, nehmen, was man will; niemand sieht einen, solange man mit dem Mützchen bedeckt ist.“ — „Aber wie gewinnt man solch ein rares Mützchen?“ fragte der Jüngste.

„Die Zwerge,“ antwortete der Älteste, „sind ein kleines, drolliges Völklein, das gern spielt. Da macht es ihnen große Freude, bisweilen ihr Mützchen in die Höhe zu werfen. Wupps! sind sie sichtbar, wupps! fangen sie das Mützchen wieder, setzen es auf und sind wieder unsichtbar. Nun braucht man nichts zu tun, als aufzupassen, wenn ein Zwerg sein Mützchen in die Höhe wirft, und muß dann rasch den Zwerg packen und das Mützchen geschwind selbst fangen. Da muß der Zwerg sichtbar bleiben, und man wird Herr der ganzen Zwergsippenschaft. Nun kann man entweder das Mützchen behalten und sich damit unsichtbar machen, oder von den Zwergen so viel dafür fordern, daß man für sein Leben lang genug hat; denn die Zwerge haben Macht über alles Metall in der Erde und kennen alle Wunderkräfte der Natur.“

„Ei, das wäre!“ rief einer der Brüder. „So gehe doch hin und verschaffe dir und uns solche Mützchen, oder mindestens dir eins und hilf dann auch uns, daß wir von hier fortkommen.“

„Ich will es tun,“ sagte der älteste der Brüder, und bald war er auf dem Wege nach den grünen Bergen. Es war ein etwas weiter Weg, und erst gegen Abend kam der gute Junge bei den Zwergenbergen an. Dort legte er sich in das grüne Gras an eine Stelle, wo im Grase die Ringelspuren von den Tänzen der Zwerge im Mondschein sich zeigten, und nach einer Weile sah er schon einige Zwerge ganz nahe bei sich übereinander purzeln, Mützchen werfen und spaßige Kurzweil treiben.

Bald fiel ein solches Mützchen neben ihm nieder, schon haschte er danach — aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war ungleich behender als er, erhaschte sein Mützchen selbst und schrie: „Diebio! Diebio!“ Auf diesen Ruf warf sich das ganze Heer der Zwerge auf den armen Knaben, und es war, als wenn ein Haufen Ameisen um einen Käfer krabbelt. Er konnte sich der Menge nicht erwehren und mußte es geschehen lassen, daß die Zwerge ihn gefangennahmen und mit ihm tief hinab in ihre unterirdischen Wohnungen fuhren. —

Wie nun der älteste Bruder nicht wiederkam, so bekümmerte und betrühte das die beiden jüngeren Brüder gar sehr. Auch der Tochter war es leid, denn sie war sanft und gut, und es schmerzte sie oft, daß der Vater gegen ihre Brüder so hart und unfreundlich war und nur sie allein bevorzugte. Der alte Müller aber murkte:

„Mag der Schlingel von einem Jungen beim Kuckuck sein, was kümmert's mich? 's ist nur ein unnützer Kostgänger weniger im Hause. Wird schon wiederkommen — ist ans Brot gewöhnt — Unkraut verdirbt nicht.“

Aber Tag um Tag verging, und der Knabe kam nicht wieder, und der Vater

wurde gegen die beiden zurückgebliebenen immer mürrischer und härter. Da klagten die zwei Brüder oft gemeinsam, und der mittlere sprach:

„Weißt du was, Bruder? Ich werde mich jetzt selbst aufmachen und nach den grünen Bergen gehen, vielleicht erlange ich ein Zwergenmützchen. Ich denke mir die Sache gar nicht anders, als so: Unser Bruder hat solch ein Mützchen erlangt und ist damit in die weite Welt gegangen, erst sein Glück zu machen, und darüber hat er uns vergessen. Ich komme gewiß wieder, wenn ich Glück habe. Komme ich aber nicht zurück, so bin ich nicht glücklich gewesen, und für diesen Fall lebe wohl auf immer!“

Traurig trennten sich die Brüder, und der mittlere wanderte fort nach den grünen Bergen. Dort erging es ihm in allen Stücken genau so, wie es seinem Bruder ergangen war. Er sah die Zwerge, haschte nach einem Mützchen, aber der Zwerg war flinker als er, schrie: „Diebio! Diebio!“ und der ganze Haufen der Unterirdischen stürzte sich auf und über den Knaben, umstrickte ihn, daß er kein Glied regen konnte, und führte ihn tief hinab in die unterirdische Wohnung.

Mit der sehnsüchtigsten Ungeduld harrete der jüngste Bruder daheim in der Mühle auf des Bruders Wiederkehr, aber vergebens. Da wurde er sehr traurig, denn er wußte ja nun, daß der zweite Bruder nicht glücklich gewesen war, und die Schwester wurde auch traurig. Der Vater aber blieb gleichgültig und sagte nur:

„Weg ist weg — wem es daheim nicht gefällt, der wandre — die Welt ist groß und weit — in meinem Hause hat der Zimmermann ein Loch gelassen. Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis, tanzt und bricht ein Bein — laßt den Guck-in-die-Welt nur laufen, was grämt ihr euch um den Schlucker? Ich bin froh, daß er mir aus den Augen ist.“

Der jüngste Bruder hatte bisher im gemeinsamen Ertragen des Leides Trost gefunden; als aber nun seine beiden älteren Brüder fort waren, fand er seine Lage ganz unerträglich und sagte zu seiner Schwester:

„Liebe Schwester, ich gehe nun auch fort, und schwerlich werde ich wiederkommen, wenn es mir ergeht, wie unseren Brüdern. Der Vater liebt mich einmal nicht, und ich kann nichts dafür. Die Scheltworte, die früher auf uns drei niederfielen, fallen jetzt auf mich allein, das ist mir denn doch eine zu schwere Last. Lebe wohl und laß es dir wohl ergehen!“

Die Schwester wollte ihren jüngsten Bruder erst nicht fortlassen, denn sie hatte ihn am allermeisten lieb, allein er ging dennoch und zwar heimlich von dannen.

Unterwegs überlegte er sich recht genau, wie er es anfangen wollte, sich ein Zwergenmützchen zu verschaffen. Als er auf die grünen Berge kam, erkannte er bald an den grünen Ringeln im Grase den Ort der nächtlichen Zwergentänze und ihren Spiel- und Tummelplatz; er legte sich in der Dämmerung hin und wartete ab, bis die Zwerglein kamen, spielten, tanzten und Mützchen warfen.

Eines derselben kam ihm ganz nahe, warf sein Mützchen, aber der kluge Knabe griff gar nicht danach. Er dachte: Ich habe ja Zeit; ich muß die Männlein erst recht sicher und fix machen. Der Zwerg sah, daß nichts zu machen war, nahm sein Mützchen, das ganz nahe dem Knaben niedergefallen war und ging weg. Es



dauerte gar nicht lange, so fiel ein zweites Mützchen neben den Jüngsten. Ei, dachte der Knabe, da regnet's Mützchen, griff aber nicht danach, bis endlich ein drittes ihm gar auf die Hand fiel. Wuppdich, hielt er's fest, und sprang rasch empor. „Diebio! Diebio! Diebio!“ schrie laut der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, mit feiner, gellender Stimme, die durch Mark und Bein drang, und da wimmelte das Zwergvolf herbei. Aber der Knabe wurde unsichtbar, weil er das Mützchen hatte, und sie konnten ihm gar nichts anhaben. Allesamt erhoben sie ein klägliches Jammern und ein Gewinsel um das Mützchen und baten den unsichtbaren Dieb, er solle es doch um alles in der Welt wieder hergeben.

„Um alles in der Welt?“ fragte der kluge Knabe die Zwerge. „Das wär' mir schon recht! Aus dem Handel könnte etwas werden. Will aber erst sehen und

hören, worin euer Alles besteht. Vorerst frage ich: Wo sind meine beiden Brüder?"
 „Die sind drunten im Schoß des grünen Berges!“ antwortete der Zwerg, dem das Mützchen gehört hatte. — „Und was tun sie?“ — „Sie dienen!“

„So! Sie dienen — und ihr dient nun mir. Auf! Hinab zu meinen Brüdern! Ihr Dienst ist aus, und eurer fängt an!“

Da mußten die Unterirdischen dem irdischen Menschen gehorsam sein, weil er durch das Mützchen Macht über sie erlangt hatte.

Die bestürzten und bekümmerten Zwerglein führten nun ihren Gebieter an eine Stelle, wo sich eine Öffnung in dem grünen Berge befand; sie tat sich klingend auf, und es ging rasch hinein und hinunter. Drunten waren herrliche und unermesslich weite Räume, große Hallen und kleine Zimmer und Kämmerchen, je nach des Zwergvolks Bedarf. Aber der Knabe verlangte sogleich, ehe er sich nach etwas anderem umsah, nach seinen Brüdern. Die wurden herbeigebracht. Sie waren in Dienertocht gekleidet und riefen ihm, sobald sie ihn erblickten, wehmütig zu:

„Ach, kommst auch du, lieber, guter Bruder, unser Jüngster! So sind wir drei nun doch wieder beisammen, aber in der Gewalt dieser Unterirdischen, und sehen nimmermehr wieder das himmlische Licht, den grünen Wald und die goldenen Felder!“

„Liebe Brüder,“ erwiderte der Jüngste, „harret nur, ich vermeine, das Blättlein soll sich wohl wenden.“

„Herrenkleider und Prunkgewande für meine Brüder und mich!“ herrschte er den Zwergen zu, hielt aber dabei wohlweislich das werthe Mützchen in der Hand fest. Als seinem Befehl augenblicklich gehorcht und das Umkleiden vollzogen war, befahl der Zwergengebieter eine Tafel mit auserlesenen Speisen und trefflichen Weinen. Dann heischte er Gesang und Saitenspiel nebst Tanz und Theater, in welchen Künsten die Zwerge das Ausgezeichnetste leisteten, was einer nur sehen kann, dann kostbare Betten zum Ausruhen, dann Illumination des ganzen unterirdischen Reiches, dann eine gläserne Kutsche, mit prächtigen Pferden bespannt, um in den grünen Bergen überall herumzufahren und alles Sehenswerte in Augenschein zu nehmen. Da fuhren die drei Brüder durch alle Edelsteingrotten und sahen die herrlichsten Wasserkünste, sahen die Metalle als Blumen blühen, silberne Lilien, goldene Sonnenblumen, kupferne Rosen, und alles strahlte von Glanz und Pracht und Herrlichkeit.

Dann begann der Gebieter mit den Zwergen über die Zurückgabe des Mützchens zu unterhandeln und legte ihnen schwere Bedingungen auf. Erstens heischte er einen Trank aus den köstlichsten Heilkräutern, die mit allen ihren Kräften den Zwergen nur zu wohl bekannt sind, für seines Vaters krankes Herz, daß es sich umkehre und Liebe zu den drei Söhnen gewinne. Zweitens forderte er einen Brautschatz, so reich, wie für eine Königstochter, der war für seine liebe Schwester bestimmt. Drittens verlangte er einen Wagen voll Edelsteine und Kunstgeräte, wie sie nur die Zwerge zu verfertigen verstehen, einen Wagen voll von gemünztem Golde, weil das Sprichwort sage: Vares Geld lacht, und die Brüder gern auch lachen wollten. Endlich wollte er noch je einen Wagen für die drei Brüder, höchst bequem eingerichtet,

mit Glasfenstern versehen, und zu diesen drei Wagen alles Nötige: Kutscher, Pferde, feine Geschirre und Riemenzeug.

Die Zwerge wanden sich und krümmten sich bei diesen Forderungen und taten so jämmerlich, daß es einen Stein erbarmt haben würde; es half ihnen aber all ihr Gewinsel nichts.

„Wenn ihr nicht wollt,“ sagte der Gebieter, „so ist es mir auch recht, so bleiben wir da; es ist ja recht schön bei euch; ich nehme euch allesamt, wie ihr da seid, eure Mützchen. Dann seht, was aus euch wird, wenn euch jeder erblicken kann — tot werdet ihr geschlagen, wo sich nur einer von euch sehen läßt. Noch mehr! Ich fahre hinauf auf die Oberwelt und sammle Kröten, die geb' ich euch dann, jedem eine, vor dem Schlafengehen mit ins Bett.“

Wie der Gebieter das Wort Kröten aussprach, stürzten alle Zwerge wie verzweifelt auf ihre Kniee und riefen: „Gnade! Gnade! Nur das nicht! Um alles in der Welt! Nur das nicht!“ — denn die Kröten sind ja der Zwerge Abscheu und Tod. Seufzend willigten sie in sein Begehre und gingen alsobald ans Werk, um alles Gewünschte herbeizuschaffen und alle Gebote ihres strengen Gebieters zu vollziehen. — Aber in der Mühle des alten grämlichen Müllers droben war jetzt nicht mehr gut sein. Denn als der jüngste Bruder auch davongegangen war, murkte der Müller:



„Nun, der ist auch fort — bleibt auch aus wie das Röhrenwasser — so geht es — das hat man davon, wenn man Kinder großzieht — sie wenden einem den Rücken zu. Nun ist nur noch das Mädchen da, mein Augapfel, mein Liebling.“

Der Liebling aber saß da und begann zu weinen.

„Weinst du schon wieder!“ murzte der Alte; denkst, ich soll meinen, du weinst um deine Brüder? Um den armen Schlucker weinst du, der dich freien will. Er hat nichts, du hast nichts, ich habe nichts, haben wir alle dreie nichts. Hörst du was klappern? Ich höre nichts. Die Mühle steht — ich kann nicht mahlen — du kannst nicht heiraten, oder wir halten des Bettelmanns Hochzeit. Wie?“ — Solcherlei Reden hatte die Tochter fast täglich anzuhören und verging fast in stillem Leide.

Da kamen eines schönen Morgens drei Wagen angefahren, und hielten vor der Mühle; kleine Kutscher fuhren, kleine Lakaien sprangen vom Tritt und öffneten den Schlag des ersten Wagens; drei junge hübsche Herrchen stiegen aus, fein gekleidet, wie Prinzen.

Viel Dienerschaft wimmelte um die übrigen Wagen, lud ab, packte ab, schnallte ab: Kisten, Kasten und schwere Truhen, und sie trugen alles in die Mühle. Stumm und staunend standen der Müller und seine Tochter da.

„Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Schwester! Da wären wir wieder!“ riefen die drei Brüder. Die beiden aber starrten sie verwundert an. —

„Trink uns den Willkommen zu, lieber Vater!“ rief der Älteste und nahm aus eines Dieners Hand eine Flasche und schenkte einen überaus künstlich gearbeiteten Goldpokal voll edlen Trankes und hieß den Vater trinken. Dieser trank und gab den Pokal weiter, und alle tranken. Dem Alten strömte Wärme in das kalte Herz, und die Wärme wurde zum Feuer, zum Feuer der — — Liebe. Er weinte und fiel seinen Söhnen in die Arme und küßte sie und segnete sie. Und da kam auch der Bräutigam der Tochter dazu und durste ebenfalls mittrinken.

Darüber singen vor Freude die Mühlräder, die so lange stillgestanden hatten, an, sich rasch zu drehen, klipp di klapp, um und um, klipp di klapp, um und um.

Der Wandergeselle.

Es lebte einst die Witwe eines Metzgers, die nur einen einzigen Sohn besaß. Dieser hatte, als der Vater starb, bereits angefangen, das väterliche Handwerk zu erlernen. Die Mutter ließ den Sohn vollends auslernen und sandte ihn dann in die Fremde. Da sollte er drei Jahre lang reisen, sich die Welt ansehen und etwas Nüchternes draußen lernen. Sie stattete den Sohn für seine Wanderschaft aus, so gut sie konnte, und gab ihm auch ihren besten Hund mit, der hieß Faßan.

Auf der Wanderschaft kam der junge Metzgergeselle in einen dichten Wald,

darinnen Räuber hausten, die ihn anfielen und ihn berauben wollten. Der junge Geselle aber wehrte sich kräftig, und sein Fasan stand ihm wacker bei und verwundete die Räuber mit wütenden Bissen. Darüber geriet der eine der Räuber so in Zorn, daß er den treuen Fasan totschoß.

Der junge Metzger entrann den Räubern und lief immer tiefer in den Wald hinein, der sehr groß war, und verirrete sich völlig und wußte nicht mehr, wo er war. Endlich erblickte er von fern ein kleines Häuschen mitten in dem Wald und traf darin ein altes graues Mütterlein, das regte sich nicht und bewegte sich nicht. Aber der junge Geselle begann frischweg der Alten zu erzählen, was ihm alles begegnet sei, und bat, ihm den Weg aus diesem Walde zu zeigen. Dabei klagte er sehr um den armen Fasan, den die Räuber ihm erschossen hätten. Da sprach das alte Mütterlein: „Hab' auch schöne Hunde, kannst dir einen aussuchen und mitnehmen.“ Dabei rief sie: „Reißebeiß!“ Auf diesen Ruf trat ein großer Hund in das Häuschen, und das Mütterlein fragte: „Gefällt dir der?“ — „Es ist ein schöner Hund,“ antwortete er, „aber der meine war schöner.“ Da rief

die Alte abermals: „Sprengalleband!“ Und da kam ein noch



größerer und noch schönerer Hund herein, und die Alte fragte: „Wie gefällt dir der?“ — „Er gefällt mir recht gut,“ antwortete der junge Metzger, „aber meiner war mir halt doch noch lieber.“ — Da rief die Alte abermals: „Surtigundgeschwind!“ und jetzt sprang ein ganz großer und mutiger, sehr schön gebauter Hund herein. Da wartete der Geselle gar nicht erst die Frage des Mütterleins ab, ob dieser ihm gefalle; sondern rief alsbald:

„Den lass' ich mir gefallen! Gerade so wie der hat mein Hund ausgesehen, und hätten sie den guten Japan nicht vor meinen Augen totgeschossen, so schwür' ich drauf, der sei es selbst.“

„Ich will dir die Hunde alle drei schenken,“ sprach die Alte, „du mußt aber auch an mich arme, alte Waldfrau denken und dich meiner Armut nicht schämen.“

Da der junge Bursche dies versprach, so zog die Alte auch noch ein Pfeifchen hervor, gab ihm dies und sagte: „Dieses Pfeifchen verwahre recht gut, denn damit kannst du die drei Hunde jederzeit zu deiner Hilfe herbeirufen.“

Mit vielem Danke schied der Wandergeselle von der guten Alten und ging den Weg, den sie ihm als den richtigen bezeichnet hatte, wohlgenut fort. Die drei schönen Hunde aber sprangen munter bald vor, bald hinter ihm und hekten sich und spielten miteinander, woran der Geselle eine große Freude hatte.

Als der Abend zu dunkeln begann, erreichte der Reisende ein einsames Wirtshaus, das auch noch in dem großen Walde lag, der gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Vor dem Hause stand eine junge Magd, welche hölzerne Gefäße scheuerte. Als diese den hübschen jungen Gesellen erblickte, schien sie zu erschrecken und machte ihm eine abwehrende Gebärde, als wollte sie ihn vom Eintritt zurückhalten. Da ging die Thür auf, und der Wirt trat heraus und lud den späten Wanderer ein, doch ja bei ihm einzukehren, zumal er, der Wirt, auch ein Metzger sei.

Dem Jüngling kam ein argwöhnisches Gefühl in das Herz, allein er war einmal da, hatte Hunger und Durst, und die Nacht war vor der Thür. Sonach setzte er sich in der Stube nieder, und seine drei Hunde lagerten sich um ihn her; und nun bestellte er sich etwas zu essen. Darauf mußte er gar nicht lange warten; man brachte ihm ein großes Stück Fleisch in einer fetten Brühe und gutes Brot dazu.

Der Wandergeselle aß, und der Wirt hatte sich auf die Ofenbank gesetzt und sah ihm zu; denn es war niemand von Fremden weiter im Hause.

Als nun der junge Mann mit seiner Mahlzeit beinahe fertig war, da ging die Thür auf und die Wirtin trat mit einem Teller, auf dem drei Fettbrote lagen, herein. Sogleich stand der Wirt auf und redete leise mit seiner Frau.

„Wünsche gesegnete Mahlzeit!“ sprach jetzt die Wirtin zum Wanderburschen, der seine Schüssel wegshob, und er antwortete: „Großen Dank, Frau Wirtin!“

„Nun wollen wir ihm seine Schlafkammer zeigen,“ sprach die Wirtin und gab ihrem Mann ein Licht in die Hand. „Die Hunde kommen in den Stall!“

„Ich behalte meine Hunde bei mir,“ versetzte darauf der junge Metzger. — „Das wird sich finden,“ erwiderte die Frau.

Der Wirt öffnete jetzt ein Nebenzimmer, indem er mit dem Lichte voranschritt, und hinter dem Gaste ging die Wirtin; sie trug immer noch die drei Fettbrote, zeigte

sie heimlich den Hunden des Fremden und reizte so deren Verlangen nach den Broten. Man trat in ein Zimmer, das hing voller Waffen aller Art, daneben sah man auch Ketten, Stricke, Handschellen und solcher Dinge mehr, womit man die Leute wehrlos macht.

„Das sind ja gar viele Waffen,“ sprach verwundert der Gast. — „Ja, man wohnt hier im Walde so einsam,“ meinte der Wirt; „man muß sich vorsehen; meine Leute können mit diesen Waffen gut umgehen.“

Während dieser Worte öffnete der Wirt eine zweite Thür und schritt durch dieselbe voran, die Wirtin aber warf eines der Fettbrote auf den Boden, Reißbeiß schnappte danach. Aber indem der Hund das Brot fraß, warf die Frau die Thür in das Schloß, und Reißbeiß war in der Waffenkammer eingesperrt.

Gar sonderbar sah es in dem zweiten Zimmer aus, ganz wie in der Borratskammer eines Kleiderhändlers in einer großen Stadt. Da waren an allen Wänden Gestelle, die hingen voll der kostbarsten Kleider für Männer und Frauen und Kinder. Verwundert blickte sich der Geselle um und konnte gar nicht begreifen, wozu alle diese Gewänder dienen konnten. Doch der Wirt hatte schon eine dritte Thür geöffnet und winkte dem Gesellen. Da warf die Wirtin das zweite Fettbrot hin; danach schnappte Sprengalleband, und wie er an dem Bissen fraß, schloß sie rasch die Thür, und auch der zweite Hund war gefangen.

Das dritte Zimmer, in welches der Geselle dem Wirte gefolgt war, war herrlich ausgestattet. Es standen Käffer voll Geld darin, und an den Wänden waren Glaschränke, in diesen starre alles von Schmuck, von Gold- und Silbergeräthen und von edlen Steinen. So etwas hatte der junge Metzger noch nie gesehen und konnte sich gar nicht genug darüber verwundern, noch es sich zusammenreimen, wie das alles hierher in die einsame Waldherberge komme.

Der Wirt erschloß jetzt ein viertes Gemach, und die Wirtin warf das dritte Fettbrot hin. Danach sprang hastig und hungrig Hurtigundgeschwind, und schnapp! war die Thür im Schlosse, und der gute Hund war in der Schatzkammer gefangen. Der Herr der drei Hunde merkte aber nicht, daß keines von den treuen Tieren mehr bei ihm war und folgte dem Wirte neugierig auch in das vierte Gemach. Aber da sah es schaurig und öde aus, wie in einem Kerker, und die Wände waren mit Blut bespritzt, und Blutsflecken zeigten sich allenthalben auf dem Boden.

Dem Gesellen ging ein Schauer durch Mark und Bein; der Wirt aber sprach mit harter Stimme: „Mein Bursche, hier hat schon gar mancher Gast sein Leben gelassen, und auch du sollst hier den Tod erleiden, es sei denn, daß du unser Raub- und Mordgeselle zu werden versprichst.“

Dem armen Gesellen ward in der Seele bange bei diesen Worten, doch faßte er Mut und sprach: „Lieber will ich sterben, als euer Genosse sein!“

„Wie du willst,“ sagte der Wirt. „Mach' dich also bereit, denn du mußt jetzt sterben!“ Dabei ergriff er ein schweres, blinkendes Beil.

Der Geselle erschrak, denn er merkte wohl, daß der Wirt nicht spaße. Er sah sich nach seinen drei Hunden um, die waren aber alle drei verschwunden, und er war nun allein und hilflos. Da wandte er sich bittend an den Wirt und sprach:

„Wenn ich schon dem Tode nicht entgehen kann, so vergönne mir nur so viel Zeit, ein Vaterunser zu beten.“ — „Meinetwegen, so bete!“ antwortete der Wirt.

Und der Geselle betete mit rechter Andacht, und da fiel ihm mitten im Beten das Pfeifchen der guten Alten ein, mit dem er die drei Hunde herbeilocken konnte. Sofort nahm er es und pfiß darauf.

„Heißt das gebetet, Bursche?“ schrie der Wirt voller Wut und hob sein Mordbeil. Aber ehe er den tödlichen Streich führte, hatte ihn Hurtigundgeschwind, der wie ein Blitz ins Zimmer fuhr, im Nacken und riß ihn nieder, und Sprengalleband und Reißbeiß waren nun auch schon da, und alle drei zerrissen den Wirt in tausend Stücke.

Die Wirtin aber fiel auf ihre Kniee und schrie: „Gottlob! gottlob! Nun bin ich erlöst!“ — „Nein, Weib!“ rief jetzt zornig der Geselle. „Du bist die Mitschuldige des Mörders, die meine Hunde heimlich fing, auf daß ich wehrlos in eurer Gewalt sei.“

„O, seid barmherzig!“ rief flehend die Wirtin. „Ich mußte ja den Willen des Wüterichs tun, der mich auch einst gefangen und hier fortwährend gefangen gehalten hat. O, laßt mich leben, ich will Euch auch eine goldene Schnupftabakdose schenken!“ — „Ich will sie nicht, schnupfe auch gar nicht!“ versetzte der Geselle.

„Ist auch nicht notwendig,“ erwiderte die Wirtin. „Aber jeder, der aus dieser Dose schnupft, wenn Ihr den Deckel nach rechts gedreht habt, muß so lange machtlos stehen, liegen oder sitzen bleiben, bis Ihr den Deckel nach links gedreht habt. Laßt mich leben, guter Geselle, um Gottes und um Euer selbst willen, denn noch seid Ihr nicht außer aller Gefahr. Ich allein kenne den Aufenthaltsort der Spießgesellen meines Mannes, einer ganzen Bande Räuber und Mörder, vor denen Ihr trotz Eurer Hunde nicht sicher wäret.“

Die Frau des Hauses zeigte nun ihrem Befreier den Eingang zu dem verborgenen Schlupfwinkel der Mörderbande, in welchen man durch eine Falltür gelangte. Diese Falltür öffnete der junge Metzger und ließ seine drei Hunde hinein, denen niemand widerstehen konnte und die sofort allen Räubern den Garaus machten.

Der Geselle gab nun der Dienerschaft, insonderheit der mitleidigen Magd, die ihn gewarnt hatte, von den Schätzen, sandte einen Knecht mit reichem Gut an die alte Waldfrau, welcher er die drei Hunde verdankte, und ebensoviel schickte er seiner Mutter. Darauf zog er mit seinen drei Hunden seine Straße weiter.

Da begegnete ihm eines Tages eine Kutsche. Die war ganz mit schwarzem Flor überhangen, und der Kutscher desgleichen, ebenso die Pferde, was sehr traurig aussah. Da blieb der Wandergeselle mitleidigen Herzens stehen. Der Kutscher aber war ein grober Kloß, der rief dem Gesellen zu:

„Na, Schlingel, was gibt es hier zu gaffen? Wirst du wohl aus dem Wege gehen, wenn eine Prinzessin gefahren kommt?“

Dieser unhöfliche Zuruf verdroß den guten Gesellen, und er rief Hurtigundgeschwind, dem Kutscher einigermaßen gute Sitten zu lehren. Darauf sprang Hurtigundgeschwind hinauf auf den Bock, faßte den Kutscher beim Kragen, schüttelte ihn wie einen Hasen, riß ihn vom Bocke herab und tauchte ihn um und um in einer großen Pfütze am Wege, daß er schmutzig und triefend wurde, und setzte ihn so wieder auf



den Kutscherbock. Der Wanderbursche riet dem Kutscher, der nun ganz gefügig und kleinmütig geworden war, wenn er ähnliche Erfahrungen vermeiden wolle, künftig gegen andere Leute, auch wenn diese zu Fuß gingen, höflicher zu sein. Dabei warf er einen neugierigen Blick in den florumhängenen Glaswagen und sah darin eine

ganz schwarzgekleidete Prinzessin sitzen, die hatte sehr geweint. Und da er sie ganz bescheidenlich nach dem Grund ihrer Betrübnis fragte, so erzählte ihm die Prinzessin ihr Schicksal. — „Ich bin,“ begann sie, „die Tochter des Königs dieses Landes, über welches ein mächtiger, böser Zauberer eine große Teuerung und Hungersnot gebracht hat, die nur unter der Bedingung aufhören soll, daß ich sein eigen werde. Da nun mein Vater sein Land und Volk mehr liebt als mich und sich selbst, so hat er in diese entsetzliche Bedingung gewilligt, und so soll ich Ärmste jetzt eben zu dem Bösen gebracht werden.“

„Aber, schöne Prinzessin, warum denn so ganz allein?“ fragte der Wandergeselle.

„Ja, — lieber Jüngling,“ antwortete die Prinzessin, „das kommt daher, weil sich jeder fürchtete, mit mir zu gehen. Nur der Kutscher war bereit, mich zu fahren, und

ich fürchte, der wollte es auch nur tun, weil er ein Helfershelfer des Zauberers ist.“ — „Schöne Prinzessin,“ sprach der Wanderbursche. „Wollt Ihr mir erlauben, Euch als Kammerherr zu begleiten, so kann ich Euch vielleicht in Wahrheit den besten Dienst tun und Euch aus den Klauen des Zauberers losmachen.“

„Ach, das höre ich sehr gern!“ antwortete die Prinzessin. „Ja, du sollst mein lieber Kammerherr sein, steige nur zu mir herein!“ Das tat der Wandergeselle und unterhielt sie so vortrefflich, daß sie lachte und ihr Leid vergaß, und so fuhren sie zum Zauberer. Dieser, eine häßliche und kleine Gestalt, saß auf einem Holzblock und wartete schon eine geraume Zeit auf seine hohe Braut; er war aber sehr erstaunt, zu sehen, daß die Prinzessin nicht allein kam.

Der Jüngling näherte sich sofort dem Zauberer mit edlem Anstand, sagte, er wäre der Kammerherr der Prinzessin, und bot ihm zur Begrüßung sofort eine Prise aus seiner goldenen Tabakdose an. Das Herz lachte ihm vor Freude, als er sah, daß der andere wirklich in die Dose griff und eine tüchtige Prise nahm.

„So, mein werter Herr Zauberer,“ nahm nun der Geselle das Wort, indem er die Dose, deren Deckel er nach rechts gedreht hatte, wieder an sich zog; „jetzt können wir vernünftig miteinander reden, denn Ihr seid nun ein festgesetzter Mann.“

„Was soll das heißen, du Dummkopf?“ schrie der Zauberer und wollte aufahren, aber er konnte nicht, er mußte auf dem Holzblock wie angenagelt sitzen bleiben.

„Wie lange soll der dumme Spaß dauern?“ fragte der Überlistete im größten Arger. „Ich bin des Sitzens müde. Mach' es kurz! — das halte aus, wer kann!“

„Ich will dir etwas sagen, aber sei still, hochwohlgeborener Herr Zauberer!“ spottete der Geselle. „Es kann dir bald geholfen werden. Du gibst diese Prinzessin frei und du gelobest außerdem, nie wieder im Land ihres Vaters Teuerung und Hungersnot, Aufruhr oder sonst dergleichen dummes Zeug anzustiften und anzuzetteln. Endlich gibst du mir das alles eigenhändig und schriftlich und sorgst dafür, daß ich dich niemals wieder zu Gesicht bekomme.“

Der Zauberer ächzte und krächzte, schwitzte und krümmte sich, es half ihm aber alles nichts, und so bequeme er sich, in die Forderungen des Befreiers der Prinzessin einzuwilligen. Hierauf zog dieser wieder die goldene Dose hervor, drehte den Deckel nach links und fragte höflich: „Beliebt noch ein Prischchen?“ — Der Zauberer aber schlug hin, daß aller Schnupftabak in die Luft flog, erhob sich von seinem Holzblock und brauste wie ein Sturmwind von hinnen.

Darauf stiegen die Prinzessin und ihr Befreier wieder in ihren Wagen und fuhren auf dem kürzesten Wege zum Königsschloß zurück, wo sie der König und der ganze Hof mit großer Freude empfingen. Allen gefiel der Retter der Prinzessin gar wohl, am besten aber ihr selbst. „Diesen,“ sagte sie, „will ich heiraten und keinen anderen!“ Der alte König war es zufrieden, und so wurde der mutige Wandergeselle bald der Bräutigam der schönen Prinzessin und Thronfolger des Königreichs.

Die goldene Schäferei.

Es war einmal eine schöne Jungfrau, Ilsa geheiß, eines rauhen Ritters einzige Tochter. Die liebte über alles den Wald mit seinem Vogelgesang, seinen Blumendüften und seinem Quellenrieseln, darum lustwandelte sie darin nur zu gern mit ihrer alten Amme, welche die einzige Pflegerin ihrer Jugend war, da Ilsa schon sehr früh ihre Mutter verloren hatte. Oder sie erging sich auch allein im frischen Walde; denn es drohte ihr keine Gefahr, und sie fürchtete auch keine, weil sie nicht wußte, was Gefahr ist.

Eines Tages wandelte Ilsa auch ganz allein im grünen Haine, der um ihres Vaters Burg sich zog, und in welchem uralte Bäume, malerische Felsen, geschmückt mit hohen Farnkrautstengeln, und seltene Pflanzen und Blumen gar anmutig wechselten. Da gelangte sie an eine ihr seither unbekannt gebliebene Felsengrotte. Aus dem Inneren dieser Grotte klang ein melodisches Summen, wie von Windharfen. Das lockte Ilsa immer weiter nach hinten in den trockenen Höhlengang hineinzuschreiten, der freilich immer enger und enger wurde, und folglich auch immer dunkler. Doch just da, wo der Grottengang am engsten und düstersten war, zeigte sich durch eine Spalte hindurch eine sanfte Helle und manches funkelnde Licht. Und Ilsa widerstand nicht dem Drange, diesem Schimmer nachzugehen. Sie zwängte sich durch die Felsenspalte hindurch und sah sich mit Staunen plötzlich in einer ganz anderen Welt.

Die Töne schwellen und rauschten mächtiger an ihr Ohr, der Schimmer wurde klarer, Blumenglanz leuchtete auf, aber alle Blumen waren von funkelnden Edelsteinen, und von anderen grünen Steinen in mannigfaltiger Schattierung waren die Blätter. Kleine, höchstens zwei Fuß hohe Wesen wimmelten auf einer Wiese, ein zahlloses Böcklein, und bald sah sich Ilsa von einer Schar derselben umringt und willkommen geheiß; denn zutraulich, fast zudringlich sogar naheten ihr die kleinen Geschöpfe.

„Wer seid ihr?“ fragte Ilsa verwundert. „Nie sah ich, nie hörte ich von euch!“ — „Wir sind das Bergvolf, die Heimchen!“ antwortete eines der niedlichen Wesen mit feinem, schrillendem Stimmchen, das in der That dem Laut einer Grille glich. „Daß du uns nicht kennst, laß dich nicht wundern. Nicht jeden Tag sind unsere Grotten aufgetan, nicht einmal zu jeder Stunde des Tages, an welchem ein Menschenauge sie zu erblicken vermag.“ — „Nie hörte ich von einem Bergvolf, nie von Heimchen,“ sprach Ilsa, die wie von einem Traume befangen stand. — „Lerne uns kennen, und du wirst uns lieben!“ versetzte der kleine Sprecher. „Und liebst du uns, so wirst du eine der unseren werden, vielleicht unsere Königin!“ — Königin! — wie dies Wort durch Ilsas junges Mädchenherz zuckte! Von Königinnen hatte sie wohl gehört auf der Burg ihres Vaters. Sie wußte, daß sie sehr reich und meist auch sehr schön seien, daß ihnen alles diene und gehorche; ja, davon hatte ihr die Amme viel erzählt. Warum hätte Ilsa nicht auch eine Königin werden sollen?

Daher ließ sie sich willig leiten von ihren niedlichen, neckischen neuen Bekannten und durchwandelte mit ihnen das unterirdische Reich, das mit allem Zauber sie umgab, mit aller Prachtfülle sie blendete, durch melodische Töne ihre Seele mit Entzücken erfüllte. Dazu gesellte sich das leise Gemurmel rollender Bäche, das ferne Rauschen von Wasserfällen, deren Flut nach dem Lichte der Oberwelt hindrängte, die milde Dämmerung,



V. P. H. 1848

heller als Mondlicht und doch nicht so hell wie Sonnenlicht. Dies alles besang Ilfas Sinne, die ja noch halb Kind war. Und auch die Freundlichkeit der Heimchen, mit denen sich so allerliebste spielen ließ, wie Ilfa glaubte, erregte in ihr den Wunsch, immerdar in diesem unterirdischen Reiche zu bleiben. Nach oben zog sie keine Liebe. Ihr Vater war ein rauher und finsterner Ritter, der sich niemals sonderlich um sie bekümmert hatte, und ihre Amme hatte ebensowenig des jungen Mädchens Herz gewonnen; auch war diese schon sehr alt und konnte bald sterben. Dann hätte Ilfa ihre Tage ganz allein und freudelos auf der einsamen, von den Menschen gemiedenen Burg ihres Vaters vertrauern müssen.

Und zu diesen Gedanken gesellte sich noch der Heimchen verlockendes Flüstern: „Bleibe bei uns, so alterst du nimmer! Immerdar blühest du im Jugendschimmer. Jeder Tag wird dir

zum neuen Feste! — Was du dir wünschest — dein wird das Beste!“ — Von diesen Lockungen bestrickt und hingerissen, schaute sich Ilfa um und erblickte eine Herde Schafe. Die waren freilich nicht größer als Lämmer, aber jedes derselben trug ein goldenes Blies, und auch der kleine muntere Hund, der diese Herde umsprang, hatte Goldhaar. Einen Schäfer erblickte Ilfa nicht, wohl aber einen goldenen Schäferstab. Und da regte sich in Ilfa der Wunsch, diese Herde zu hüten, und sie dachte, da kannst du ja die Heimchen sogleich auf eine Probe stellen, und sprach: „Wenn ich nun bei euch bliebe, ihr guten Heimchen, und wünschte, daß diese goldene Herde mein sei, und

ich selbst sie hüten dürfe — würdet ihr mir das wohl gewähren und erfüllen?“ — Da scholl es „ja, ja!“ von vielen hundert zarten Stimmchen, und nur das bedingten die Heimchen, daß Ilfa mit keinem Schritte wieder die Oberwelt betrete und der goldenen Schäferei mit Sorgfalt vorstehe, auf daß keines der unschätzbaren Schäflein verloren gehe. Dann übergaben sie ihr den goldenen Hirtenstab, schmückten ihn mit silbernen Bändern und hießen sie mit lautem Jubel nunmehr als die ihrige willkommen.

Ilfa nahm nun in dem Reiche dieses unterirdischen Paradieses nichts mehr wahr von der Oberwelt vorübergleitenden Tagen, Monden und Jahren und der Jahreszeiten Wechsel. Droben war sie vermißt, verloren geglaubt, betrauert und dann vergessen worden. Ihre Amme war gestorben, ihr Vater in einer Fehde gefallen, und seine Feinde hatten seine Burg verheert und zerstört, so daß sie nur noch als ein öder Trümmerhaufen auf dem Bergesscheitel, den der Hain umgrünte, emporstarre. Aber es war längst nicht mehr der alte Hain; dessen Bäume waren alle abgeschlagen worden, und jetzt grünte an deren Stelle ein neuer Wald. — Während dieser langen, langen Zeit hütete drunten Ilfa immer noch ihre goldene Herde, spielte mit den kindlichen Heimchen, lernte von ihnen viel Heimliches aus der Natur und dem unterirdischen Reiche, und die Erinnerung an die Welt, in der sie früher gelebt, war ihr wie ein Traum. Dennoch entschlief diese Erinnerung nicht, vielmehr begann sie mächtiger zu erwachen — zur Sehnsucht zu werden. Ilfa hatte allmählich wahrgenommen, daß dieses und jenes Heimchen auf der Oberwelt sich zu tun machte, während man doch ihr den Verkehr nach oben streng untersagt hatte. Immer häufiger fragte sie sich zweifelnd, ob sie wirklich das rechte Glück erlangt habe, und sie versenkte sich dabei immer tiefer in Grübeleien, die ihr das bisherige harmlose Glück zerstörten.

Was nützt mir meine Herde? dachte Ilfa. Ich hüte sie, aber sie ist doch nicht mein; ich kann nichts mit ihr beginnen. Eine Königin des Heimchenvolks sollte ich werden, so wurde mir vorgespiegelt, und das Gegenteil einer solchen bin ich geworden, eine arme Hirtin. Alles drängt nach oben, zum schönen, herrlichen Sonnenlicht! Die Wurzeln sammeln nur Kraft und Saft im Erdschoß, um diese hinaufzudrängen und zu treiben bis in der Bäume höchste Wipfelkronen. Die Quellen, die unterirdischen Wasser, nach außen hin drängen sie alle, brechen sich Bahn mit Ungestüm. Wo ist der blaue Himmel hin, den einst ich sah? Wo ist das Fächeln der Frühlingsluft? Wo ist der Kirchenglocken feierlicher Klang? Die Heimchen haben keinen Gott, keine Kirche und keinen Himmel. Ich aber will den Himmel wiedersehen — ich will!

Und nun offenbarte Ilfa den Heimchen ihre Wünsche. Diese ließen ihre Köpfe traurig hängen, sie ahnten schon alles, was und wie es kommen werde. — „Du versprachst uns, immer bei uns zu bleiben,“ wandten die Heimchen ein. — „Ihr versprachet mir Erfüllung aller meiner Wünsche,“ entgegnete Ilfa. — „Wir machten aber zur ersten Bedingung, daß du nicht zur Oberwelt zurückkehrst,“ erinnerten die Heimchen. — „Ich will auch nicht auf sie zurückkehren!“ sprach Ilfa. „Ich will sie nur wiedersehen, sie und den blauen Himmel, und ihre wunderfamen Frühlingsdüfte atmen.“ — „Dann bist du keine der unseren mehr,“ warfen die Heimchen ein.

„Berührt dich nur der Lufthauch der Oberwelt, so verfällst du auch dem Loos der sterblichen Menschen, welche dahinfahren wie der Wind; du verblühst, wirst alt und stirbst. Nur allein in unserem Reiche blüht ewige Jugend.“

Ilfa schwieg — aber sie trauerte; ihre Sehnsucht wurde immer stärker — sie achtete ihrer goldenen Schäferei nicht mehr, nichts gab es, was sie erfreute, sie sprach auch mit keinem Heimchen mehr und dieselben klagten unter sich: „Sie ist für uns verloren, so oder so — laßt uns daher ihre Wünsche erfüllen.“

So geschah's nach ihrem Wunsche. Ilfa trat in ihre hochgelegene Grotte, durch welche sie eingegangen war in das Reich der Unterirdischen, an das sonnige Licht des schönen Erdentags. Ach, wie mächtig war dessen Strahl! Weithin flogen entzückt ihre Blicke über einen Teil des Gaues, in dem sich ihre väterliche Burg erhob — doch ward es ihr bald seltsam zumute. Der Sonnenstrahl zitterte goldgrün durch die Baumwipfel, der Himmel lachte dunkelblau durch sie herab; die alten Felsen waren noch die alten, aber die Bäume waren die alten nicht mehr — der gebahnte Weg, der Ilfa einst nach der Grotte geführt, war nicht mehr; auf dem Waldboden des Haines war alles eine Rasendecke voll hohen Grases.

Ilfa blickte zur Höhe, auf der das stattlich erbaute Waterhaus mit Zinnen, Türmchen und Erfern gestanden hatte, empor — und erschraf. Da war nichts, gar nichts mehr zu erblicken, als ein Rest der Umfassungsmauer, überragt von einer hohen grauen Warte, um deren zerbröckelte Zinnen Mauerfalken schwebten und kreischten.

„Was ist das?“ fragte sich Ilfa. „Dünkt mein Aufenthalt drunten mich doch nur eine kurze Weile, und so viele Zeit ist darüber vergangen! Wie alt bin ich dann wohl?“ Ilfa blickte weiter; sie sah neuentstandene Ortschaften, neue Burgen in der Ferne; und andere, deren Lage sie sich genau erinnerte, waren nicht mehr.

Ilfa wagte nicht, ihren Fuß weiterzusetzen. Sie blieb in der Grotte — denn das hatte sie dem Volke der Heimchen gelobt, als ihr endlich mit Widerstreben erlaubt wurde, die Oberwelt wiederzusehen — und weilte manchen Tag ernst und sinnend in derselben. Auch die kleine goldene Herde herauszuführen und sie auf der Matte vor der Grotte weiden zu lassen, wurde ihr gestattet. Doch durfte sie dies nur zu gewissen Tagen und Stunden tun: am ersten Tage des Maimonds, am Himmelfahrtstag, am Pfingstsonntag, am goldenen Sonntag und am Johannisstag zur Mittagszeit, wann die Sonne am höchsten stand, oder in den Mitternachtstunden der Vorabende dieser geweihten Festtage.

An diesen Tagen wandelten die Bewohner jener Gegend gern auf die Berghöhen, wie es Sitte war schon aus alten heidnischen Zeiten her, und suchten Heilkräuter und gruben zauberkräftige Wurzeln. Und da geschah es bisweilen, daß Ilfa von den Menschen erblickt wurde, — sie selbst, die den Menschen fremd geworden war, eine bleiche, ruhige und ernste Erscheinung im schneeweißen, nimmer alternden Kleide. Und manche sahen auch ihre goldene Herde, vermochten aber nie, wie gern sie es auch getan hätten, ein Stück derselben zu erhaschen. Denn der Hund hütete die Schafe mit den goldenen Bliesen gar wachsam, und sowie er den leisesten Laut gab, hob Ilfa ihren goldenen Hirtenstab, worauf augenblicklich Hund und Herde unsichtbar wurden.

Wenn gute und reine Menschen Isla erblickten und ihr furchtlos nahe traten, gab sie ihnen wohl auch auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, Antwort, doch nur auf ernste und die Ernstes bezweckten. Bisweilen war ihre Rede auch doppelsinnig, oder warnend und abmahnend, oder prophetisch. Da erinnerte sich das Volk, daß zur grauen Heidenzeit schon in altheiligen Götterhainen weissagende Priesterinnen gewohnt hatten, und nannte Isla, wie jene geheißten hatten, eine Urtraue. — Einst als Isla, die immer auf ihre Erlösung aus dem selbstgewählten Banne der Unterwelt und der Heimchen hoffte, wieder im Dämmerlicht ihrer Felsengrotte saß und ihre Herde vor derselben weiden ließ, trat auf die Matte ein schönes Weib, das viele geheime Kräfte der Natur kannte. Die rief Isla an und sprach:

„Was weilest du ewig einsam in deiner Höhle hier oben, hohe Urtraue? Geselle dich doch wieder dem Geschlechte der Menschen zu! Fühle menschlich und teile mit ihnen Lust und Leid! Liebe und werde geliebt!“ Trauervoll antwortete Isla: „Mich bindet mein Wort, sonst zög' ich gern durch den Gau mit meiner Herde!“ — „Du darfst nur wollen! Die Macht ist dein!“ rief das Weib. „Schlage mit deinem Hirtenstab gegen den Höhlenspalt in der Tiefe deiner Grotte nur ein Kreuz, so schließt er sich alsbald für immer zu. Keines der Heimchen kann dir folgen, und du bist völlig frei!“

Noch zögerte Isla, als ein Jüngling von großer Schönheit sich zeigte und sie ansprach: „Vertraue dich mir an, schöne Jungfrau! Droben sollst du thronen in deiner Väter Burg, die ich neu erbaue. An meiner Seite sollst du herrschen über diesen ganzen blühenden Gau. Diese Frau, welche zu dir



sprach, ist meine Mutter, und groß ist unsere Macht.“ Da schlug Ilfa mit dem Stabe das Kreuz gegen den Höhlenspalt. Drinnen erscholl nicht mehr das sanfte Tönen, sondern ein klagendes Gewimmer des um seine goldene Herde betrogenen Heimchenvolks. Das arge Weib stieß ein widrig gellendes Jubelgeschrei aus, und ihr Sohn stürzte sich mit Heftigkeit auf Ilfa zu und wollte sie in seine Arme schließen. Solches Tun war Ilfa fremd; ernst hielt sie ihren Stab vor und schlug mit ihm auch gegen den Jüngling ein Kreuz — das vernichtete allen Zauber, und jener, der ihr vorher doch so überaus schön erschienen, brach zusammen und zeigte jetzt häßliche, abscheuliche Gesichtszüge. — Und auch das Weib stürzte nieder, wandte sich in Zuckungen und zeigte sich jetzt mit einemmal in der Gestalt eines gräßlichen Hexenweibs.

„Harre nur deines Lohnes, du Berruchte! Harre nur!“ schrie die Arge, indem sie sich wütend vom Boden aufraffte, rannte dann an Ilfa vorüber nach dem Grottengrund und hielt die Springwurz an die Felsenspalte. Als bald öffnete sich wieder, wie mit einem Schlage, das Reich der unterirdischen Zwerge und das Weib schrie mit weit vernehmlicher, gellender Stimme:

„Heraus, ihr Heimchen! Holt eure Herde wieder, straft diese Wortbrüchige und Treulose! Straft sie mit ewiger Sehnsucht und ewiger Täuschung!“ Sogleich unwimmelten die Heimchen Ilfa in Scharen und drängten sich zahllos zwischen sie und das Weib samt dessen Sohne.

„Du bist und bleibst die unsere!“ sprach der älteste des Heimchenvolks. „Wann dereinst keine Glocke mehr klingt, keine Kirche mehr steht und böse Menschen wie dieses Weib nicht mehr sind, dann schlägt dir die Stunde der Erlösung; früher nicht! So lange harre und hüte! Den Erdentag schauft du bis dahin nicht wieder, außer einmal je nach sieben Jahren! Da darfst du außerhalb unseres Berges dich mit deiner Herde zeigen!“

Und so geschah's; noch immer wird — alle sieben Jahre zur Mittagstunde — die verwünschte Jungfrau samt ihrer Herde erblickt, einsam, bleich und traurig und im schneeweißen Kleide. Denn noch immer leben böse Menschen, noch immer, gottlob, rufen auch die Kirchenglocken die Guten in die Tempel des ewigen Gottes.





Schäfersknecht und
Königssohn.

Aus alten Zeiten stammt eine Sage von einem mächtigen König in Thüringen. Als dieser einstmals auf die Jagd fuhr, sprang sein Windspiel im Dickicht um einen Baumstumpf herum und wollte sich davon nicht wegbringen lassen. Da mußte einer von des Königs Dienern auf den Baumstumpf klettern, der von oben hinein hohl war, und sehen, was darinnen stecke, dieweil die Rüden bellten. Da fand sich ein kleiner, wilder Mann darinnen, den sie herausholten. Der König freute sich seines Abenteuers, ließ den wilden

Mann zu sich in den Wagen sitzen, gab für diesmal das Jagdvergnügen auf und fuhr zurück nach dem Königsschloß. Er nannte den eingefangenen wilden Mann Noah, tat ihn in ein Gewölbe und wartete und pflegte sein mit großer Sorgfalt.

Eine Zeit aber, da der König hatte verreisen müssen, spielte sein Sohn Georg im Schlosse mit einem Balle, und der Ball fiel durch ein Loch in das Gewölbe hinab. Da rief das Königsjöhnchen hinunter: „Wilder Mann Noah, gib mir mein Bällchen heraus!“ Darauf antwortete der wilde Mann: „Das kann ich nicht, denn, würfe ich's hinauf, so würde es so weit fliegen, daß du es nimmer fändest. Hole aber in deines Vaters Gemach den Schlüssel und öffne mir, so will ich es dir herausgeben!“

Da holte der Prinz im Gemache seines Vaters den Schlüssel, mit dem allein man das Gewölbe öffnen konnte. Er schloß es auf, und der wilde Mann kam heraus, gab ihm das Bällchen und sprach: „Du hast mir aus meiner Not geholfen, und wenn du daher einmal selbst in Not gerätst, so komm in den Wald und rufe mich, so will ich dir auch heraushelfen!“ — Bald darauf kam der König nach Hause, und

sein erster Gang war, seinen Noah zu besuchen. Aber wie erschrak er, da er das Gewölbe leer fand! Er hatte sogleich den Prinzen im Verdacht, daß er den wilden Mann herausgelassen habe. Daher ließ er ihn rufen und fragte: „Georg, hast du den Schlüssel zum Gewölbe genommen, dasselbe geöffnet und Noah herausgelassen?“ Der kleine Prinz gestand offenherzig, daß er dies getan habe. Da verstieß der König im Zorne seinen Prinzen, denn sein wilder Mann war ihm lieber als alles.

Traurig schied der Prinz aus seines Vaters Haus und irrte als ein armer Knabe umher, bis ihn endlich ein Schäfer zu sich nahm. Dieser vermutete sofort, daß der Knabe aus keinem geringen Stande sei, und behielt ihn bei sich. So wuchs Georg zum Schäfersknecht heran, und es fügte sich, daß er mit einem schönen Mädchen bekannt wurde und dieses zu seiner Braut erwählte. —

Damals hauste in der Gegend ein ungeheurer Lindwurm, dem alle Jahre ein Mensch geopfert werden mußte. Wenn der schreckliche Drache sein Opfer nicht auf den Tag empfing, brüllte er gleich einem Donnerwetter. Nun sollte wieder einmal das Los für das Opfer des Lindwurms geworfen werden und traf die Braut des Schäfers Georg.

Da fiel diesem das Versprechen des wilden Mannes ein. Er trat daher vor, bat um Aufschub der Opferung und sagte, er wolle den Lindwurm töten. Darauf lief er eilends in den Wald und rief den wilden Mann Noah um Hilfe an. Da kam Noah und gab ihm ein Schimmelpferd und ein Schwert und sagte ihm, er solle ein weißes Gewand anziehen, sich auf das weiße Pferd setzen und mit dem Schwert in der Hand gerade auf das Ungeheuer losreiten; dieses würde begierig seinen Rachen weit aufsperrn; dann solle Georg das Schwert dem Tiere gerade in den Rachen hineinrennen.

Dies alles wurde von dem tapferen Schäfer genau so ausgeführt, und dadurch die Braut Georgs, wie das ganze Land, von dem Ungeheuer befreit. Da entstand großer Jubel unter dem Volke, und alles war voll Freude, Georg aber wurde zum Ritter geschlagen. Als man nun nach dessen Herkunft forschte, gestand er, daß er eines Königs Sohn sei, und erzählte sein Schicksal. Da wurde ihm kund, sein Vater sei gestorben, und er könne sicher nach Hause gehen und das Reich übernehmen. So war aus des Königs Sohn ein Schäfersknecht geworden, aus dem Schäfersknecht ein Ritter und aus diesem wiederum ein König.

Als nun Georg das Königreich übernommen hatte, reiste er im Lande herum, sein Reich zu besehen, es genau kennen zu lernen und auch Abenteuer zu bestehen. Da kam ihm einmal ein Örtchen zu Gesicht, das war eine Ansiedlung um ein Mülhhaus, und hatte noch keine Kirche. Der junge König aber wollte gern dem lieben Gott seinen Dank für die glückliche Wendung seines Schicksals abstaten. Darum erbaute er der neuen Gemeinde ein Gotteshaus, das nach ihm St. Georgenkirche benannt wurde. Der Baumeister aber mußte die wunderbare Lebensgeschichte des Königs in Stein bilden und dieses Bildwerk, von dem man noch heute verwitterte Spuren sehen kann, an der Kirche anbringen. Das ist der Anfang der Stadt Mülhhausen gewesen.



Das
winzige, winzige Männlein.

Es waren einmal drei lustige Gesellen, ein Schmied, ein Schneider und ein Jäger. Sie kamen als gute Freunde öfters zusammen und besprachen sich, nach längerer Beratung, mit-sammen in die Fremde zu gehen, weil es ihnen in der Heimat nicht mehr so recht gefallen wollte. Wie sie nun ihren Entschluß ausführten und wanderten, führte sie ihr Weg in einen tiefen Wald hinein, heraus aber fanden sie den Weg nicht mehr; sie verirrten sich und liefen im Wald umher, bis die Nacht einbrach und sie weder Weg noch Steg sehen konnten. Endlich stieg der Schmied auf einen Baum und erblickte in einiger Entfernung ein Licht, merkte sich die Richtung und ging nun mit seinen Gefährten auf das Licht zu. Sie kamen alle drei an ein Haus, welches offen stand, aber leer war; wenigstens ließ sich niemand blicken, doch das Licht stand darin und leuchtete.

„Wer hier wohnt, wird es uns nicht übelnehmen, wenn wir hier die Nacht verbringen, wir können nun einmal doch nicht weiter!“ sprachen sie zueinander und legten sich nieder, wo sich juist für jeden ein geeignetes Plätzchen fand. Ohne alle Störung schliefen die drei Gesellen die ganze Nacht und erwachten, als der Morgen da war, fröhlich und wohlgenut.

„Es ist hübsch in diesem Häuschen,“ sprach der Schmied. „Ich dünkte, wir ver-ließen es nicht so schnell, damit wir dem Bewohner für die Gastfreundschaft, die wir uns selbst hier verschafft haben, danken können.“ — „Vielleicht kann ich ihm etwas flicken,“ meinte der Schneider. — „Ich bin auch nicht dagegen,“ sprach der Jäger; „aber wir müssen nun etwas zu essen haben, hier aber scheint Schmalhans Küchenmeister zu sein. Ich schlage daher vor, einer von uns bleibt hier, und zweie gehen in den Wald und fangen oder schießen etwas.“ „Der Rat ist gut,“ sagte der Schmied. „Draußen springt ein Quellbrunnen; der daheim bleibt, macht indes ein Feuerlein an und setzt Wasser bei, daß wir uns hernach eine gute Suppe kochen können.“

Der Schmied und der Jäger gingen, und der Schneider blieb im Häus-chen, entzündete ein Feuer, stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd und setzte

sich neben das Feuer. Da erschien mit einemmal ein winzig, winzig kleines Männchen und sagte mit ganz feiner Stimme:

„Schneider, Schneider, Schneiderlein! — Ich blas' dir aus dein Feuerlein.“

„Ja, untersteh dich!“ rief der Schneider mutig, weil das Männlein so winzig war; aber das machte „ft!“, und da war das Feuer aus und das Männlein verschwunden. Bald kamen der Jäger und der Schmied und brachten ein Stück Wild und gute Wurzeln; der Schneider erzählte, was ihm begegnet sei, und nun mußten sie von neuem Feuer anzünden und Wasser beisehen. Als das Wild verzehrt war, gingen der Schmied und der Schneider in den Wald, und der Jäger hütete das Haus und machte ein schönes Feuer an, stellte den Wassertopf dazu und setzte sich daneben. Da kam abermals das winzige, winzige Männchen und wisperte:

„Jäger, Jäger, Jägerlein! — Ich lösch' dir aus dein Feuerlein.“

„Probier' es nur! Ich drehe dir den Hals um!“ rief der Jäger, aber — „ft!“ — und das Feuer erlosch, und das Männlein verschwand.

Wie die Kameraden kamen, hatten sie kein Wild und kein Feuer. Zwar rühmte sich der Schneider, dem der Jäger sein Gewehr geliehen, er habe bald einen Bock geschossen, aber nur beinahe.

„Nun probiere ich's einmal!“ rief der starke Schmied. „Habt acht, ich zahle den Knirps aus.“ Nun blieb er zu Hause, und der Jäger ging mit dem Schneider auf die Jagd. — Der Schmied saß noch gar nicht lange bei dem Feuer, das er anzündete, nachdem er einen Schraubstock hergerichtet hatte, als das winzige, winzige Männlein zum drittenmal erschien und wisperte:

„Schmied, Schmied, Schmiedelein! — Ich lösch' dir aus dein Feuerlein.“

Aber anstatt zu antworten, griff der Schmied das Männlein beim Kragen, schüttelte es tüchtig und klemmte es in dem Schraubstock fest, daß es erbärmlich zappelte und heulte. Das half ihm aber nichts, denn der Schmied bearbeitete es auch noch äußerst handgreiflich, und wie nun der Jäger und der Schneider kamen, so pußte der erstere das winzige Männchen auch noch aus, und der Schneider freute sich und flickte es ebenfalls gehörig durch.

Das Zaubermännchen im Schraubstock tat aber gar erbärmlich und schrie: „Laßt mich los, und gehe einer mit mir! Einen kann und will ich glücklich machen. Schneiderlein, geh du mit mir!“ — „Männlein, ich geh' nicht mit dir!“ antwortete der Schneider. — „Jäger, so geh du mit mir!“ bat das winzige, winzige Männlein. — „Ei, der Kuckuck geh mit dir!“ antwortete der Jäger. — „Schmied, Schmied, geh du mit mir!“ bat gar zu kläglich das Männlein. Da sagte der Schmied: „Gut, ich will mit dir gehen, aber denke nicht, daß ich dich loslasse, denn du würdest mich sonst schön führen. Und die anderen zwei müssen ein Stück hinter uns dreingehen.“ — „Meinetwegen, ich bin alles zufrieden!“ winselte das winzige, winzige Männlein. „Macht mich nur erst aus dem Schraubstock los!“

Das tat dann der Schmied, hielt aber das Männlein fest am Kragen. Und nun ging es durch eine Thür in der Stube und durch einen Kellergang in ein großes,

matt erhelltes Gewölbe. In diesem Gewölbe saß auf einem elfenbeinernen Stuhle der Menschenfresser, und hinter ihm stand seine Frau und kämmt ihm mit einem beinernen Kamme das lange, zottelige Wirrhaar.

Jetzt sprach der Menschenfresser: „Hup, hup! Es riecht nach Menschenfleisch! Hup, hup — es riecht nach Menschenfleisch“ und schnappte behaglich. — „Dummheiten, lieber Mann!“ antwortete die Frau, „wer weiß, was du wieder riechst; ich merke nichts von Menschenfleisch!“

Doppelt fest hielt der Schmied das winzige Männlein am Kragen, denn hätte er es losgelassen, so hätte dasselbe ihn und seine Gesellen dem Menschenfresser überliefert. Aber so führte es den Schmied in einen Seitengang, und die anderen folgten, und da kamen sie an ein Bergloch, davor lag ein großer Stein, und da sagte das Männlein zum Schmied:

„Wälze jetzt diesen Stein hinweg, kriech dann durch die Öffnung hinaus und rufe laut: Vivat! ich bin erlöst!“

„Zum Steinwälzen brauch' ich aber zwei Arme,“ sagte der Schmied. Er gab dem Jäger das zappelnde Männlein am Kragen festzuhalten, denn dem Schneider mocht er's nicht anvertrauen, der dünkte ihm nicht stark genug. Gleichwohl aber half auch der Schneider ein wenig halten: er faßte nämlich das Männlein fest an seinen beiden Beinchen, so fest es eben ein schwaches Schneiderlein zu tun vermag. Jetzt wälzte der Schmied den Stein; da entstand im Gewölbe ein Poltern und Krachen, als wenn alles zusammenbräche. Vor ihnen aber strahlte blendender Schimmer und Tageshelle, und vor aller Augen lag ein stattliches Schloß. Geschwind krochen alle drei, eigentlich aber mit dem winzigen Männlein vier, heraus. Erst der Schmied, dann der Jäger mit dem Männlein, zuletzt der Schneider, der des winzigen Männleins Beine durchaus nicht loslassen wollte, und jeder schrie, was er konnte: „Vivat, ich bin erlöst!“ Und siehe, das winzige Männlein schrie auch mit und verschwand jenen unter den Händen. Aus dem Schloß aber trat ein prächtig gekleidetes Musikkorps und spielte einen wunderschönen Tanz. Dann kamen drei herrliche Prinzessinnen, die tanzten dem Schmied, dem



Jäger und dem Schneider entgegen. Hinter ihnen erschien ein kleiner Mann, aber angetan wie ein König, mit Krone und Zepter, in einem mit Hermelin verbrämten Purpurmantel, und seine Züge waren die des winzigen Männleins. „Dank euch, die ihr uns erlöset habt!“ sprach der kleine König mit gravitätischer Würde. „Dank und Lohn!“ Hierauf erhob der König die drei munteren Gefellen in den Prinzenstand und jeder durfte eine von den wunderschönen Prinzessinnen heiraten. Alle lebten nun glücklich beisammen in dem schönen Schlosse, bedient von zahlreichem Hofgesinde, und keinem wurde wieder sein Feuerlein ausgeblasen.



Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte.

(Mit Buntbild.)

Es war einmal ein Knabe, der hatte vieles gehört von der Hexenkunst und wollte sie auch gern lernen. Wen er aber darum fragte, der sagte, daß er solche Kunst nicht kenne und nicht verstehe und auch nichts von ihr wissen wolle. Da ging der Knabe ganz allein in einen dunklen Wald und rief mehr denn einmal recht laut: „Wer lehrt mich das Hexen?“ Und da schallte es wie antwortend an mehreren Stellen des tiefen Waldes: „Hexen! Hexen!“ —

Nach einer Weile kam durch das Gebüsch ein uraltes Weiblein gekrochen, das keinen Zahn mehr im Mund und schrecklich rote Augen hatte. Ihr Rücken war gekrümmt, ihr Haar war weiß und hing ihr wild um den Kopf herum und wehte im Winde. Ihre Stimme klang wie die Stimme des Vogels Kreideweiß, wenn er ruft: „Komm mit!“ und gerade so rief auch das alte Weib dem Knaben zu und winkte ihm zu folgen: sie wolle ihn das Hexen lehren.

Der Knabe folgte der alten Frau, und sie führte ihn immer tiefer in den Wald hinein und zuletzt auf ein sumpfiges Erlenmoor, darauf eine graue, unscheinbare, halbverfallene Waldhütte stand. Die Wände waren von Torfziegeln aufgeführt und



mit Moos austapeziert; das Dach war mit Schilf gedeckt. In der Waldhütte war niemand, als ein junges hübsches Mädchen, welches Lieschen hieß; die Alte sagte aber nicht, ob es ihre Tochter oder wer sie sonst sei. Außerdem waren nur noch drei große Kröten da, und über dem niederen Herde hing ein Kessel, darinnen eine Brühe kochte, wie Gänsefwarz, Hasenpfeffer, oder sonstiges Schwarzsauer mit Fleischknöchlein darin. Die Alte setzte eine Kröte

vor die Türschwelle, daß sie Wache halte, die zweite Kröte schickte sie auf den Boden, daß sie dem Knaben eine Lagerstatt bereite, und die dritte Kröte stellte sie auf den Tisch, daß sie leuchte. Diese Kröte tat ihr Bestes im Leuchten; doch wie auch ihre Augen im grünlichen Schimmer flammten, so brachte sie es doch kaum dahin, so hell zu leuchten, wie ein Glühwurm.

Nun aßen die Alte und das Lieschen aus dem Kessel ihre Abendmahlzeit, und der Knabe sollte auch essen, aber es graute ihm vor der Speise. Er klagte, daß er sehr müde sei und wurde auf sein Strohlager gewiesen, wo er bald mit dem Gedanken einschlief, am anderen Morgen werde nun seine Lehrzeit in der Hexenkunst angehen, und daß es sehr hübsch sein werde, wenn das kleine Lieschen ihm darin Unterricht geben wolle. Die alte Hexe aber zischelte dem Mädchen zu: „Wieder einen gefangen! Ein hübscher Braten! Morgen wecke mich recht früh, ehe die Sonne aufgeht, da wollen wir ihn schlachten.“

Jetzt gingen die beiden auch schlafen, aber Lieschen fand keinen Schlaf; es dauerte sie gar zu sehr, daß der schöne Knabe sterben sollte. Sie stand von ihrem Lager auf, trat an das feine und sah, wie schön rot seine Wangenlein waren und wie blond sein gelocktes Haar, und daß seine Augen blau waren, wie Bergißmeinnicht. Und es graute ihr vor ihr selbst, daß sie gezwungen war, der alten bösen Hexe zu dienen; denn diese hatte sie schon vor langer Zeit, als sie noch ein ganz kleines Kind war, ihren Eltern geraubt und in den tiefen Wald geschleppt und hatte sie das Hexenwerk gelehrt: wie man pfeilschnell durch die Luft eilt, wie man sich unsichtbar macht, wie man sich in andere Gestalten verwandelt.

Als sich nun Lieschens Herz in voller Zuneigung dem Knaben zuwendete, beschloß das Mädchen, ihn womöglich zu erretten. Sie weckte ihn daher ganz leise und flüsterte ihm zu: „Lieber Knabe, erhebe dich und folge mir! Hier wartet deiner nur der Tod.“ — „Soll ich denn hier nicht das Hexen lernen?“ fragte der Knabe, welcher Friedel hieß. — „Besser ist dir, wenn du es nimmermehr lernst; außerdem hast du noch Zeit genug dazu,“ antwortete Lieschen; „jetzt säume nicht — fliehe, und ich will mit dir fliehen.“ — „Mit dir gehe ich gern, liebes Mädchen,“ sprach der Knabe, „denn bei der häßlichen Alten mit ihren garstigen Kröten möchte ich nicht bleiben.“ — „So komm denn!“ sprach Lieschen und öffnete leise das Häuschen und sah nach, ob die Alte wach sei; die schlief aber noch, denn es war noch Nacht.

Jetzt trat Lieschen mit Friedel aus dem Häuschen, und erstere spuckte auf die Schwelle, worauf sie beide rasch von dannen eilten. Durch das Öffnen und Wiederschließen der Thür war aber doch ein leichtes Geräusch entstanden, und weil alte Leute sehr leise schlafen, so erwachte die Hexe und rief: „Lieschen! Stehe auf! Ich glaube es wird bald Tag!“ Da rief der Speichel auf der Schwelle vermittlems eines Hexenzaubers, den Lieschen verübt: „Ich bin schon auf! Ruhe nur noch, bis ich das Hüttchen gefehrt und Laub und Holz zum Feuer zusammengelesen habe.“ Nun blieb die Alte noch ein Weilchen liegen, während die Fliehenden unaufhaltsam von dannen eilten; sie konnte aber wieder nicht einschlafen und rief abermals: „Lieschen, brennt das Feuer?“ — Da antwortete abermals der Speichel auf der Schwelle: „Es brennt noch nicht, das Laub ist feucht, das Holz raucht; — ruhe noch ein Weilchen, bis ich das Feuer angeblasen habe.“ — Die Alte ruhte noch eine kurze Zeit, während die Fliehenden immer mehr sich von der Hütte entfernten.

Unterdes ging die Sonne auf, da fuhr die Alte, die ein wenig eingenickt war, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und schrie: „Satanskind! Die Sonne geht

auf, und du hast mich nicht geweckt! Wo steckst du?“ — Auf diese Frage bekam die Alte keine Antwort, denn die Sonne hatte den Speichel auf der Schwelle getrocknet — und nun fuhr die Hexe im Hause herum, wie ein Wirbelwind, aber beide Kinder waren fort. Die Alte war wütend. Sie ergriff einen Besenstiel, schlug mit ihm an die Thür, da ward das Häuschen unsichtbar; sie trat auf einen Bofist, da wallte eine Wolke empor; sie setzte sich auf ihren Besenstiel und fuhr als Wolke in die Luft. Da sah sie, nach welcher Richtung die Kinder flohen, und mit Windeseile flog sie als Wolke ihnen nach.

Lieschen aber sah sich auf der Flucht beständig um — sie kannte ja die Künste der alten Hexe gut — und sprach: „Siehst du dort am Himmel die Wolke? Das ist die Hexe, wir können jetzt nicht weiter fliehen, sie wird uns bald einholen. Jetzt lasse mich meine Kunst brauchen. Ich will ein Dornstrauch werden und dich als eine Schlehe tragen.“ Plötzlich ward Lieschen ein Schlehendorn, der viele Früchte trug und an einem Raine stand, und die unterste Beere, das war Friedel. Die Hexe bekam auf ihrer Luftfahrt großen Durst, und als sie den Schlehendornstrauch mit den vielen Früchten sah, sprach sie zu sich selbst: „Die Luft ist trocken und zehrt — ich muß mich herablassen und ein paar Schlehen essen.“

Dies tat sie auch und pflückte eine Beere nach der anderen und sagte: „Sauer macht lustig.“ Jetzt waren die Beeren alle verzehrt, bis auf die letzte, welches der Friedel war, und das wußte die schlimme Alte recht gut. Sie krallte mehrmals danach, aber der Dornbusch stach sie tüchtig in ihre langen, dünnen Finger. Doch sie gab sich rechte Mühe, die in Dornen ganz versteckte letzte Schlehe zu erhaschen.

Da fiel die Schlehe ab und rollte den Rain hinab. Und da wurde plötzlich der Dornbusch zu einem Wasser und die Beere zu einem kleinen Enterich, alles durch Lieschens Zauberkunst, die sie von der Alten gelernt hatte. Da warf die Alte einen ihrer Pantoffel in die Luft, der wurde alsbald ein großer Raubvogel und stieß auf den Enterich. Dieser tauchte aber schnell unter, und sowie der Raubvogel mit seinem Schnabel das Wasser berührte, schlug dieses eine Welle, die ihn faßte und ersäufte, worauf der Enterich wieder auftauchte.

Wütend schleuderte die Alte ihren zweiten Pantoffel in das Wasser, der wurde ein Krokodil und schoß nach dem Enterich hin, ihn zu erschnappen. Da flog der Enterich in die Luft und ließ sich an einer anderen Stelle wieder in das Wasser nieder. Das Wasser aber, welches dem Krokodil in den Rachen drang, wurde zu Stein; da wurde das Krokodil so schwer, daß es unter sank. Jetzt legte sich die alte Hexe platt an den Rand des Wassers, um dasselbe wegzutrinken, denn ohne das Wasser hatte der verzauberte Enterich keinen Boden mehr. Sowie er das Land berührte, mußte er aber die vorige Gestalt wieder annehmen. Doch das Wasser, welches die Alte getrunken, verwandelte sich in ihrem Leib in Feuer, und da tat es einen gewaltigen Knall. Die Hexe war zerplatzt, der Enterich war wieder der schöne Knabe, das Feuer wurde zum Lieschen, und von nun an blieben sie beide miteinander treu verbunden.

Der starke Gottlieb.



Es war einmal ein reicher Gutsherr, dem viele Knechte dienten. Als einem von diesen, der sich besonders treu erwiesen hatte, ein kräftiges Söhnchen geboren wurde, versprach ihm sein Herr, den Kleinen, wenn er nur recht stark würde, in seinen Dienst zu nehmen. Dem Vater blieb dies Versprechen unvergessen, und er war mit aller Sorgfalt darauf bedacht, sein Söhnchen, dem er den Namen Gottlieb gab, recht stark werden zu lassen. Zu diesem Zwecke lies er den Kleinen sieben Jahre lang nichts als Milch trinken und, soweit es die Mittel erlaubten, Fleisch essen. So wurde der Knabe groß und stark.

Nach Verlauf der sieben Jahre nahm der Knecht seinen Gottlieb mit zum Gutsherrn und sagte: „Schaut, Herr, den prächtigen Jungen! Er kann schon etwas tun für sein Alter.“ Da stand im Garten, wo Vater und Sohn den Gutsbesitzer angetroffen hatten, ein junger Baum, und der Herr sprach: „Reiß dies Bäumchen heraus, Gottlieb!“ Der Knabe vermochte aber das Bäumchen nicht auszureißen, und der Herr sprach: „Der Kleine ist noch zu jung und zu schwach. Es wäre auch zu viel von ihm verlangt, jetzt schon schwere Arbeit zu tun.“

Da ging der Knecht mit seinem Gottlieb hinweg und ließ ihn noch sieben Jahre Milch trinken und Fleisch essen. Und als die sieben Jahre um waren, führte er den Sohn wieder zum Gutsbesitzer, dem Gottlieb nun zum Dienst groß und stark genug schien, doch sollte er einen Tag zur Probe dienen. Der Gottlieb war aber von Natur und durch die kräftige Kost schreckbar stark geworden und riß gleich als Probestück einen ziemlich dicken Baum mit dem kleinen Finger heraus, so daß alles erschrak. Absonderlich kam die Gutsherrin ein Grauen an vor solcher Stärke, und sie wurde ihm gleich abgeneigt.

Nun ging es an die Arbeit, die Gottlieb nur ein Spiel war. Dann kam die Essenszeit; die Magd trug eine Schüssel voll Kartoffeln nebst Buttermilch auf und ging, die übrigen Knechte zu rufen. Gottlieb, der zuerst mit seiner Arbeit fertig geworden war, begann einstweilen allein zu speisen, und es dauerte nicht lange, so war nichts mehr auf der Schüssel zu sehen.

Als die übrigen Knechte kamen und essen wollten, trat Gottlieb hinter dem Ofen hervor, wo er sich ausgeruht hatte, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Es war etwas zum Essen da, aber nicht viel; ich hab' gemeint, es sei für mich, und hab's derweil gegessen.“

Da kam die anderen ein Entsetzen an vor Gottliebs Appetit, und sie erwünschten einen solchen unmäßigen Genossen.

Nach dem Essen ging es an das Dreschen. Für Gottlieb war der Dreschflegel wie eine Feder. Er warf ihn in die Luft und fing ihn wieder, wie Knaben mit leichten Stöcken tun. Dann riß er sich einen Baum aus und drosch drauflos, daß die Körner gleich zu Mehl wurden und das Stroh klein wie Häckerling, und schlug alles in Grund und Boden hinein. Das war dem Gutsherrn doch zu bunt. Er erschrak vor dem gefährlichen Knecht und sann darauf, ihn mit guter Manier wieder loszuwerden. Er fragte daher den Gottlieb, welchen Lohn er begehre. Gottlieb ging nahe zu dem Herrn heran und sagte ihm etwas ins Ohr. Darauf wurde der Herr rot und sagte: „Es ist gut, aber still davon!“ — und nahm Gottlieb zum Knecht an, worüber sich die anderen Knechte ganz und gar nicht freuten.

Der Gutsbesitzer war aber sehr geizig und gab gar zu gern so wenig Lohn als nur möglich. Das hatte Gottlieb erwogen, dem gar nichts daran gelegen war, daß er hatte so stark werden müssen, um für andere sich zu plagen und zu arbeiten. So sagte der Gutsherr, als er wieder mit seiner Frau allein war und diese ihn fragte, welchen Lohn sich Gottlieb bedungen habe: „Ach, mein Schatz, so billig bekomme ich nie einen so kräftigen Arbeiter. Der Gottlieb verlangt gar keinen Lohn.“ — „Gar keinen Lohn? Das ist nicht menschenmöglich!“ rief ganz erstaunt die Gutsherrin. „Dahinter steckt etwas! Mann, du sagst nicht die Wahrheit!“ — „Nun, beruhige dich nur, liebe Frau,“ besänftigte der Gutsherr; „etwas verlangt er schon, und ich hab's ihm zugestanden, in Anbetracht, daß es uns nichts kostet — doch bleibt das geheim, unter uns.“ — „Unter uns!“ erwiderte die Frau. „Das heißt, ich muß aber darum wissen!“ — „Der Gottlieb will mir etwas geben, wenn das Jahr herum ist,“ stammelte der Gutsherr. — „Dir? Das wäre! Was kann der Sohn deines Knechtes dir geben?“ fragte die Frau. — „Eine Feige,“ antwortete der Mann, „will er mir geben.“ — „Eine Feige? Mann, du bist nicht recht bei Sinnen!“ schrie die Frau und wurde zornig. „Wo sollen denn auf unserem Gute Feigen herkommen?“ — „Oh,“ versetzte der Gutsherr, „die gibt's hier genug — der Gottlieb meint nämlich eine Ohrfeige.“

Entsetzt rief die Edelfrau aus: „O, du Tropf! Das ist wieder ein Stückchen deines Geizes! Du willst dich lieber entehren lassen, als einem Knechte Lohn zahlen. Totschlagen wird dich der Gottlieb, denn wo der hinschlägt, da wächst kein Gras! Nein, ein solcher Vertrag ist himmelschreiend! Doch, laß mich nur machen, ich wende das Unglück von dir — ich bring' ihn fort!“ — „Wenn du ihn fortbringen kannst, liebe Frau,“ versetzte kleinmütig der Gutsherr, „so habe ich nichts dagegen.“

Die Gutsfrau legte sich gleich ein Plänchen zurecht. Auf dem Gute befand sich eine Mühle, in der es furchtbar spukte, und vielen war dort von dem Spukgeist schon der Hals umgedreht worden.

„Gottlieb! Heute trägst du einen halben Malter Korn in die Mühle und mahlst ihn!“ sprach sie bald darauf zu dem neuen Knechte. — „Zu Befehl, gnädige Frau!“ antwortete Gottlieb, holte einen großen Malter sack, faßte ein oder zwei Malter

Korn hinein, warf sich ihn über die Schulter und ging lustig pfeifend zur Mühle. Als er dort ankam, war die Thür verschlossen. Gottlieb klopfte höflich an, einmal, zweimal, dreimal. Da noch immer niemand auftrat, so tat er einen sanften Tritt an die Thür, daß sie aufsprang und dabei entzweibrachte. Die im Wege liegenden Mühlsteine schob Gottlieb sanft mit den Füßen nach rechts und links und gelangte an das Mahlwerk.

Bevor er aufschüttete und das Werk anließ, schürte er sich ein Feuerlein und kochte sich eine Morgensuppe, in die er einen kleinen Schinken steckte. Da kam eine große Katze mit feurigen Augen, die riß ihr Maul auf, starrte den starken Gottlieb an und schrie: Miau! — „Hui Kag!“ schrie Gottlieb und gab ihr einen Tritt, daß sie eilends kehrt machte. Jetzt schüttete er auf, setzte das Mühlwerk in Gang und verzehrte sein Frühstück. Gleich war die Katze wieder da, fauchte und schrie abermals: Miau! — „Hui Kag!“ schrie Gottlieb und warf ihr den Schinkenknochen auf den Kopf, daß sie um und um wirbelte und verschwand.

Plötzlich stand ein schrecklicher Riese vor dem starken Gottlieb und brüllte: „Mehlwurm! Wer heißt dich hier mahlen?“ Gottlieb, nicht faul, nahm einen Mühlstein, warf damit den Riesen an die Stirn und schrie: „Mehlwurm, wer heißt dich hier prahlen?“ Da stürzte der Riese hinterrücks nieder und stieß ein Gebrüll aus, daß das ganze Werk wackelte. Gottlieb aber sackte das Mehl ein, tat in einen mitgebrachten zweiten Sack die Kleie und ging mit den Säcken heim.

„Hilf Himmel!“ jammerte die Gutsherrin. „Der Lämmel lebt und kommt wieder!“ —

Bald darauf sann sie auf neue Tücke. „Der Ziehbrunnen muß gefegt werden!“ ordnete die Frau am anderen Tag an. „Das Wasser schmeckt ganz schlecht und schlammig. Gottlieb kann hinuntersteigen.“ — Und zu den anderen Knechten sagte sie heimlich: „Wenn er drunten ist — nehmt euch ja in acht, daß dem Fresser, der euch alles wegißt, kein Stein vom Brunnenrand von ungefähr auf den Kopf fällt!“

Die Knechte verstanden den bösen Wink. Wie daher Gottlieb drunten im Brunnen war, schoben sie die oberen Steine vom Rande hinunter. Die Steine polterten und plumpten in den tiefen Brunnen und fielen auf den starken Gottlieb; der aber schrie herauf: „Dummheit da droben! Wer schüttet denn Streusand in das Tintenfaß? Wartet, wenn ich hinaufkomme, will ich es euch weisen!“

Da liefen die Knechte erschrocken hinweg und versteckten sich, und Gottlieb stieg heraus wie ein Schornsteinfeger aus dem Schlote.

Raum wußte nun die Edelfrau, wie sie es anfangen sollte, den starken Gottlieb vom Hofe zu bringen. Da fiel ihr ein, daß sich auf dem nahen Berg ein verwünschtes Schloß befinde, in dem es gar nicht geheuer war. Es spukte nämlich darin der Geist eines alten Riesen, der vor grauen Zeiten schlimme Taten verübt hatte und deshalb dorthin verwünscht war. Dieser alte Riese hatte auch die Vorfahren des jetzigen Gutsbesizers, denen er das Gut vor längerer Zeit verkauft, um eine ziemlich große Summe Geldes schmählich betrogen.

Dorthin schickte die Edelfrau Gottlieb, indem sie ihn mit verstellter Freundlich-



keit anredete und ihm sagte, da oben wohne der frühere Besitzer des Gutes, der ihrem Manne noch viel Geld schulde; wenn Gottlieb das Geld hole, solle er selbst ein gut Teil davon erhalten. Der starke Knecht machte sich sofort auf den Weg. Bald war er droben auf dem Berggipfel und wunderte sich. „Hm, hm!“ machte er. „Immer haben sie drunten gesagt, da oben stände ein altes, verfallenes Schloß, und nun sehe ich ein nagelneues, schönes Haus. Da gibt es ganz sicher Geld genug.“ Er kam an die Eingangspforte des prächtigen Gebäudes, und da kein Klingelzug daran war, so klopfte er; aber die Tür blieb, gleich jener der Mühle, fest verschlossen. — „Dumm!“ brummte Gottlieb, „da muß ich schon wieder der Schlosser sein und meinen Dietrich gebrauchen.“ Er trat daher ein wenig gegen die Pforte; doch schütterte davon das ganze Torgewände, und die Tür sprang mit Donnerkrachen auf. Aber wie Gottlieb in den inneren Raum trat, umschwebte ihn

gleich eine Schar von Geistern, und an ihrer Spitze stand der greuliche Riese, dem Gottlieb in der Mühle den Mühlstein an den Kopf geworfen hatte.

„Aha! Ein alter Bekannter!“ rief Gottlieb. „Bist du vielleicht der Herr von Zahlenicht, der anderen Leuten ihr Geld aufhebt? Dann heraus damit!“ — „Menschenwurm!“ brüllte der Riese und schnitt ein entsetzliches Gesicht. „Wie wagst du zu sagen? Hab acht, wie ich mit dir umspringen werde, du Knirps!“ — „Holla, ho! da werd' ich auch dabei sein!“ rief Gottlieb, riß einen Türflügel ab und warf ihn dem Riesen an die Stirn, wo man noch die Schramme vom Mühlstein sah. Dann schickte er den zweiten Flügel nach — und da machte sich der Riese eilends aus dem Staub und warf mit einem Sack voll Geld nach Gottlieb, der den Sack sogleich aufraffte und sich davonmachte.

Obwohl sich sein Herr über den Sack voll Geld, den ihm Gottlieb brachte, höchlich freute, wünschte er doch seinen starken Knecht heimlich ins Pfefferland, denn es graute ihm furchtbar vor der unvermeidlichen Ohrfeige. Er vereinbarte daher mit seinem Schäfer, daß dieser gegen ein gutes Stück Geld die bewußte Ohrfeige in Empfang nehmen sollte. Sogleich rief der Gutsbesitzer seine Knechte zusammen, ohne den Gottlieb, und sagte ihnen, er werde sie morgen in den Wald schicken, Holz zu holen. Doch sollten sie zeitig heimkehren, denn wer zuletzt komme, der komme vom Dienste. Er werde es aber nicht ungern sehen, wenn Gottlieb der letzte sei. Den Knechten war das gerade recht. Alle eilten am nächsten Morgen frühzeitig nach dem Holze, und niemand weckte Gottlieb. Und als dieser endlich noch ziemlich schlaftrunken erschien und sich die Augen rieb, schrie ihn sein Herr an:

„Ei, du fauler Gefelle! Alles ist schon zu Holz, und wer zuletzt nach Hause kommt, den jage ich vom Dienste.“ — „Ah!“ rief Gottlieb und streckte die Arme hoch in die Höhe, dehnte sich und sagte gähnend: „Das ist mir etwas ganz Neues. Nun, wohl hin!“ Dann nahm er sein Beil und ging dem Walde zu.

Da sah er seine Mitgesellen schon von der Arbeit sich entgegenkommen. Schnell ging er nach einem neuen großen Teiche, über dessen Abfluß auf einem Stege der einzige Weg vom Walde nach dem Gute führte, riß die Schleusen auf, daß die volle Flut sich in den breiten Abflußkanal ergoß, trat mit dem Fuße den Steg in Stücke und ließ die Balken vom Wasser fortfluten. Dann ging er seinen Mitknechten gemachsam entgegen, die ihn tüchtig auslachten und froh waren, ihn heute noch aus dem Dienste gejagt zu sehen. Er aber rief: „Silet nicht zu sehr, wartet ein wenig, ich komme bald wieder!“ und ging nach dem Walde.

Jene aber kamen bald an die rauschend vorbeischießende Wasserflut ohne Steg und Brücke. Da es nun keine andere Brücke gab, mußten sie warten bis Gottlieb wiederkam, der sein Tagwerk leicht und schnell im Verlauf einer kleinen Stunde vollbracht hatte. Er brachte einen Heubaum mit, den stemmte er in den Fluß, wie einen Turnerspringstock und schwang sich an das andere Ufer hinüber. Dann warf er den Heubaum wieder über den Fluß und schrie seinen Kameraden zu: „Macht's wie ich!“ Aber von diesen hatten an dem Heubaum zwei zu heben, und so mußten sie sitzen bleiben, bis der Teich all sein Wasser vorübergeschickt hatte, was mehr als



einen Tag dauerte. — Um den starken Gottlieb endlich los zu sein, machte ihm der Gutsbesitzer nun den Vorschlag, ihm seinen Lohn zu gewähren. Er sagte ihm, er habe einen Ersatzmann als Ohrfeigenempfänger, der solle die Zahlung erhalten, und dann solle Gottlieb gehen, wohin er Lust habe, und bleiben, wo er wolle. — Gottlieb sagte: „Es kommt auf eine Probe an; ich habe ja auch proben müssen.“

Jetzt stellte sich der Schäfer als Ersatzmann. Gottlieb sah ihn mit mitleidigem und spöttischem Blick an und sagte: „Du? Wahrlich, du dauerst mich!“ — nahm ihn, hob ihn leicht, wie einen Nußknacker in die Höhe und schlug ihm eine so derbe Ohrfeige ins Gesicht, daß der Schäfer in die Luft flog, wie der Spielball eines Knaben,

aber gar nicht wieder herunterkam. Der Gutsherr und seine Frau, als sie die gewaltige Wirkung der Ohrfeige sahen, bekreuzigten und segneten sich, und sie waren froh, daß nicht der Gutsherr diese Ohrfeige bekommen hatte. Sie sagten nun zu ihm: „So, Gottlieb, jetzt kannst du gehen.“

„Was?“ sagte Gottlieb spöttisch. „Gehen? Nein — das fällt mir gar nicht ein — kann es auch nicht. Er war ja nicht der rechte; mit Euch, gnädiger Herr, hab' ich gedingt. Ihr habt gesagt, ich solle gehen, wohin ich Lust habe, und bleiben, wo ich wolle. Habt Ihr nicht so gesagt?“

„Ja, allerdings, ich sagte so,“ antwortete verdrießlich der Gutsherr. „Was willst du denn noch weiter von mir?“

„Nun,“ versetzte Gottlieb, „so gehe ich eben in mein Bett und bleibe hier auf dem Gute, so lange es mir gefällt.“

Da wurde der Gutsherr sehr böse und rief: „So bleibe denn in des Ruckucks Namen, du Schlingel! So gehe ich! Mit dir will ich nicht ferner zusammenleben und mich schließlich der großen Gefahr aussetzen, wie der arme Schäfer als Luftballon oder als Sternschnuppe am Himmel herumzufahren. So nimm denn alles, und fahre du selbst zur Hölle!“

Hierauf eilten der gewesene Gutsherr und seine Gehälftin, außer sich vor Wut

und Arger, davon. Gottlieb aber nahm die Knechte und Mägde in seinen Dienst, ließ seine alte Mutter in das Schloß ziehen und gab ihr ein goldenes Bett und seidene Kissen und Bettdecken und alle Tage den besten Wein zu trinken und alles Gute zu essen, daß sie wie eine geborene Gräfin herrlich und in Freuden leben konnte.

Ein Jahr danach — es war just Heuerntezeit, und die Knechte und Mägde waren auf der Wiese mit Heumachen beschäftigt — kam etwas aus der Luft heruntergefallen, das war der Schäfer. Der hatte so lange herumgezwirbelt und war über alle Wasser und Weltteile weggeflogen. Er lebte noch und blieb auch am Leben, denn er fiel auf einen großen Heuhaufen und das war sehr gut für ihn, sonst hätte das alte Lied auf ihn gepaßt, welches anhebt: Kuckuck hat sich totgefallen.



Der wandernde Stab.

Einestages trat in die Wirtsstube einer einsam gelegenen Herberge, in welcher eine Witwe mit ihrem vierzehnjährigen Sohne sowie einem Knecht und einer Magd hauste, ein Mann von ernstem Aussehen. Sein Gesicht war fahl und grau wie Asche und sein Gewand braun wie frische Graberde. In der Hand trug er einen Stab von festem, dunklem Holze. Diesen Stab stellte er in eine Ecke der Stube, in der sich niemand befand, als die Wirtin und ihr Sohn, da die beiden Dienstboten draußen beschäftigt waren.

Der düstere Wanderer heischte einen kleinen Imbiß, und die Wirtin ging, diesen herbeizuholen. Der Wanderer blieb allein mit dem Knaben, aber er beachtete den letzteren nicht, sondern trat an ein Fenster, das gegen Morgen gerichtet war, und seufzte und stand lange daran und starrete hinaus über die öde Fläche des Heidelands.

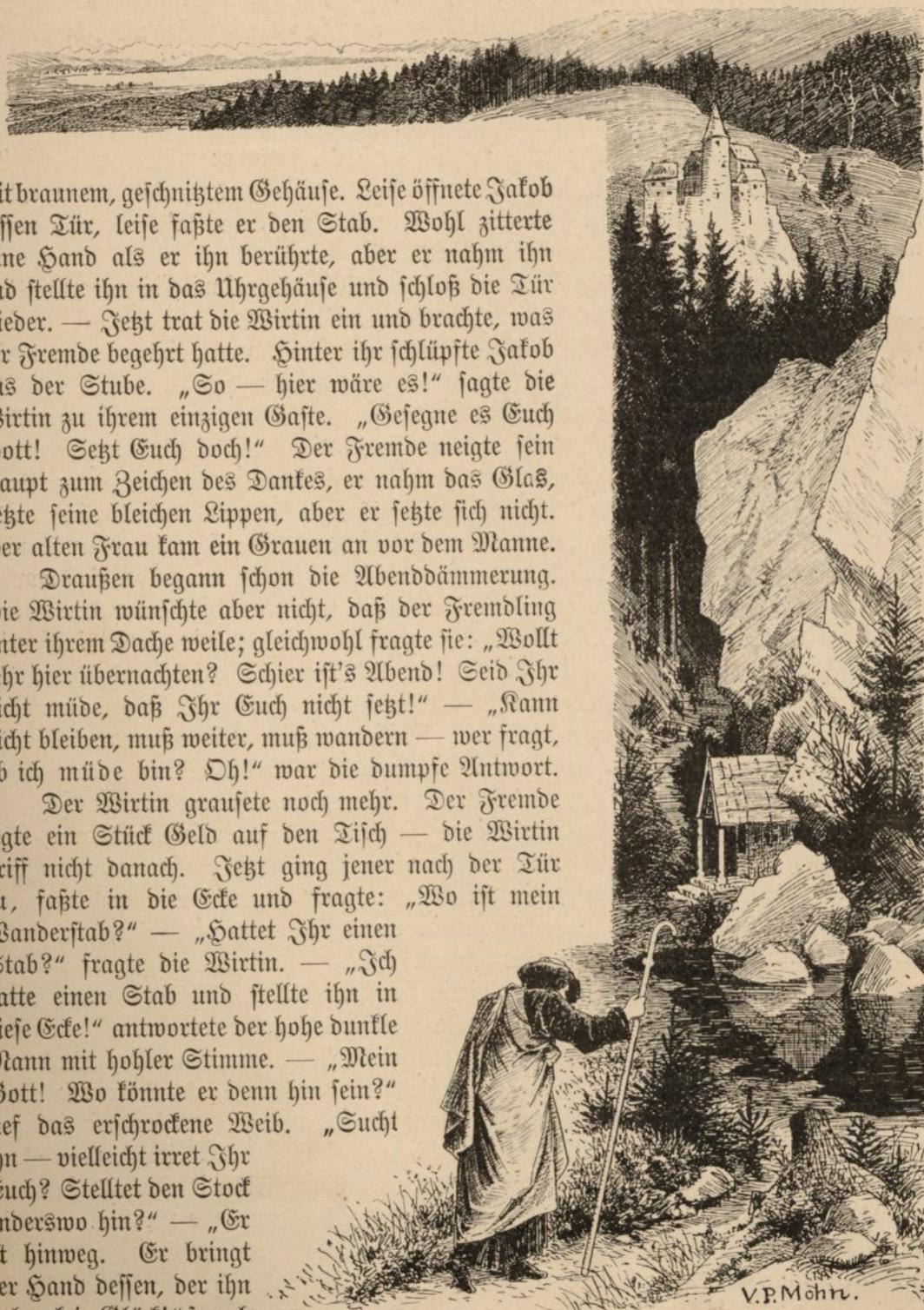
Der Knabe betrachtete unterdes mit Neugier den Stab des Fremden. Am Handgriff dieses Stabes war mit Silberstiften die Figur eines Kreuzes eingeschlagen.

Diese Stifte glänzten gar hell, wie neu, und der Stoß reizte den Knaben. Seine Neugier wandelte sich bald in Habgier um; scheu blickte er nach dem Fremden, der unbeweglich an dem Fenster stand, und scheu streckte Jakob — so hieß der Knabe — die Hand nach dem Stab aus. Gleich daneben stand eine alte, hohe Wanduhr

mit braunem, geschnitztem Gehäuse. Leise öffnete Jakob dessen Thür, leise faßte er den Stab. Wohl zitterte seine Hand als er ihn berührte, aber er nahm ihn und stellte ihn in das Uhrgehäuse und schloß die Thür wieder. — Jetzt trat die Wirtin ein und brachte, was der Fremde begehrt hatte. Hinter ihr schlüpfte Jakob aus der Stube. „So — hier wäre es!“ sagte die Wirtin zu ihrem einzigen Gaste. „Gesegne es Euch Gott! Setzt Euch doch!“ Der Fremde neigte sein Haupt zum Zeichen des Dankes, er nahm das Glas, nekte seine bleichen Lippen, aber er setzte sich nicht. Der alten Frau kam ein Grauen an vor dem Manne.

Draußen begann schon die Abenddämmerung. Die Wirtin wünschte aber nicht, daß der Fremdling unter ihrem Dache weile; gleichwohl fragte sie: „Wollt Ihr hier übernachten? Schier ist's Abend! Seid Ihr nicht müde, daß Ihr Euch nicht setzt!“ — „Kann nicht bleiben, muß weiter, muß wandern — wer fragt, ob ich müde bin? Oh!“ war die dumpfe Antwort.

Der Wirtin graufete noch mehr. Der Fremde legte ein Stück Geld auf den Tisch — die Wirtin griff nicht danach. Jetzt ging jener nach der Thür zu, faßte in die Ecke und fragte: „Wo ist mein Wanderstab?“ — „Hattet Ihr einen Stab?“ fragte die Wirtin. — „Ich hatte einen Stab und stellte ihn in diese Ecke!“ antwortete der hohe dunkle Mann mit hohler Stimme. — „Mein Gott! Wo könnte er denn hin sein?“ rief das erschrockene Weib. „Sucht ihn — vielleicht irret Ihr Euch? Stelltet den Stock anderswo hin?“ — „Er ist hinweg. Er bringt der Hand dessen, der ihn nahm, kein Glück!“ sprach



der unheimliche Fremdling dumpf und gepreßt. — „Genommen?“ rief die Wirtin heftig. „Wer sollte ihn genommen haben? Es war ja niemand hier als Ihr und ich — und“ da stockte sie. — „Und Euer Sohn!“ ergänzte der Fremde. — „Gott im Himmel!“ schrie die Frau auf — und lief alsbald aus der Stube und rief, daß es durch das ganze Haus gellte: „Jakob! Jakob!“

Jakob antwortete nicht; er hatte sich versteckt, denn er wußte, weshalb ihn die Mutter rief, und fürchtete sich. Atemlos kehrte diese zurück und sprach: „Ich höre und sehe nichts von dem Jungen“ — ich weiß nicht, tat er's, oder tat er's nicht. Doch harret nur noch einen Augenblick!“

Die Wirtin ging in die Kammer und kam gleich darauf mit einem zwar alten, aber schönen Stabe zurück, den sie dem Fremden reichte. „Da — nehmt einstweilen den Gehstock meines seligen Mannes — Ihr sprecht doch wohl einmal wieder hier ein! Findet sich der Eure, so gebt Ihr mir diesen dagegen zurück.“ — „Ich dank' Euch, Wirtin!“ sprach der fremde Mann und ging. Es war schon sehr düster, Nebel schwebten über den Heidestrecken — in sie hinein schritt der bleiche Wanderer.

Der Wirtin ward leichter um das Herz, als dieser unheimliche Gast ihr Haus verlassen hatte. Sie nahm das von ihm zurückgelassene Geld — es war eine uralte kleine Silbermünze; die Frau kannte weder Schrift noch Gepräge; sie konnte nicht wissen, daß die Münze unter der Regierung des Römerkaisers Tiberius geprägt worden war, desselben Kaisers, zu dessen Zeit Christus in Jerusalem die Dornenkrone trug.

Leise ging jetzt die Thür auf, schüchtern drehte Jakob sich in die Stube herein. „Anglückssohn!“ schrie ihm gleich die Mutter entgegen. „Sprich, nahnst du des Fremden Stock?“ Jakob schwieg, halb aus Troß und halb aus Angst vor seiner Mutter Zorn und ihrer strengen Strafe. „Du schweigst — also nahnst du ihn, du gottvergessener Bube!“ schalt die Wirtin. „Wo ist der Stock? Wohin schlepptest du ihn? Gleich nimm ihn und spring damit dem Fremden nach, und laß dir von ihm deines seligen Vaters Sonntagsstock wiedergeben, mit dem er in die Kirche ging, und den ich dem Fremden lieh, damit er nicht sage, daß er in meinem Hause bestohlen worden sei, durch mein Kind bestohlen!“ Jakob war ein verstockter Knabe — er blieb stumm. Da geriet sie in noch größeren Zorn, schlug ihn heftig und ließ ihn ohne Abendbrot zu Bett gehen.

Am anderen Tage, als die Wirtin in der Küche beschäftigt war, nahm Jakob den Stab heraus. Mit Wohlgefallen betrachtete er ihn, und doch auch mit Scheu, denn die sieben Silberstifte funkelten gar so sonderbar, und der Stab war so eiskalt, wie eine starre Schlange, und gleichwohl war es, als lebe der Stab. Unwillkürlich zog es Jakob, an diesem Stabe zu gehen, und er ging mit ihm — und ging — und ging — weit, weit von hinnen — über die Heide hin — längst sah er nicht mehr sein Vaterhaus. Rastlos regte sich der Stab in Jakobs Hand — gegen seinen Willen — und Schauer des Todes durchrieselten den Knaben. Wohin, wohin führte, wohin zwang ihn der Stab? Wandern, wandern mußte er fort und fort, nicht ruhen noch rasten konnte er, an keiner Stelle, an keiner Quelle!

Endlich, als der Tag sich neigte, da stand in grauer Nebeldämmerung schier

gespenstig vor Jakobs Blick ein düsteres Gehöft, auf das er zuschritt; und endlich gewahrte er ganz verwundert, daß er — zu Hause sei. Mit Schelten empfing ihn seine Mutter; sie hatte geglaubt, er sei davongelaufen, und hatte Knecht und Magd ausgesendet, ihn zu suchen. Jakob aber war so müde, o, so müde; er wankte auf sein Bett zu und fiel halb ohnmächtig darauf nieder. Der Stab entsank seiner Hand, ohne daß er es wahrnahm.

Eine Woche verging: der Stab stand still im Gehäuse der alten Wanduhr. Jakob entfann sich nicht, ihn wiederum dort verborgen zu haben, und hütete sich wohl, ihn wiederum anzurühren; doch sah er ihn von Zeit zu Zeit an, und Schauer überrieselten ihn bei seinem Anblick: im Dunkel des braunen Uhrgehäuses leuchteten hell wie Diamanten die sieben Punkte in Kreuzesform. —

Ein Freitag war's, gleich jenem Tage, an welchem Jakob den Stab heimlich an sich genommen hatte, und siehe da! mit einemmal fühlte Jakob den Stab wieder in seiner Hand und wieder mußte er wandern, rastlos, ruhelos, bis am Himmel die Sternlein zu leuchten begannen. Dann kam Jakob totmüde wieder nach Hause, bleich im Gesicht, sprachlos. Und als er endlich redete, so war es schaurig zu hören. Durch Dörfer sei er gekommen, habe allen Leuten, die ihm dort begegnet waren, gleich ansehen können, ob sie noch selben Jahres sterben würden oder nicht; den Häusern habe er es angesehen, daß nächstens Feuerbrünste sie verzehren, den Fluren, daß der Hagel sie treffen werde. — Jeden Freitag mußte nun Jakob wandern — der Stab zwang ihn — mußte sehen alles kommende Weh und Leid allerorten, wohin der Stab ihn führte, und dann kündete er es daheim der Mutter.

Die Mutter sann endlich auf Rat, wie der Sohn sich des Stabes entledigen solle: Auf einer der nächsten Wanderungen trat Jakob in ein Gasthaus, stellte den Stab in eine Ecke, verzehrte etwas, zahlte und ging hinweg — ohne den Stab mitzunehmen. Doch er war aber noch nicht dreißig Schritt gegangen, so kam ihm der Wirt nachgelaufen und schrie überlaut: „Ho! ho! Halt!“ — und als er näherkam, rief er: „Ihr habt Euern Stoek vergessen!“ und warf Jakob den Stab nach, der sich alsbald von selbst in dessen Hand fügte.

Jakob stand am rauschenden Bache. „Ha, jetzt hab' ich's“ — dachte er erfreut — und da flog vom Stege der Stab in die rollende Flut. Es war, als winde sich in dieser der Stab wie eine Schlange. „Der läuft mir nun nicht wieder nach!“ sagte sich Jakob, und erleichterten Herzens lehrte er heim. Nicht lange aber war Jakob das Herz leicht; nicht länger, bis er im Dunkel des Uhrgehäuses das Siebengestirn des Kreuzes unheimlich blinken und funkeln sah.

Jetzt gab auch die Magd einen Rat. „Bernagelt doch den Rumpelkasten!“ rief sie, „so ist der Rot ein Ende. Ob die Uhr geht oder nicht, das ist alles eins.“ Das war ein recht guter Rat, schade nur, daß er vergeblich war. Als der nächste Freitag kam, war der Stab in Jakobs Hand, dieser wußte gar nicht wie; aber er mußte wieder wandern — wandern — wandern — vom Morgen bis zum Abend — und kam nach Hause, müder und elender denn je zuvor. — Belten, der kluge Knecht, schlug vor, den Stab in Stücke zu zer schlagen. — Auch dieser Rat wurde versucht,

leider umsonst; in Stücke zersprang nicht der Stab, sondern nur die Art. — Wandern, wandern mußte er — jeden und jeden Freitag, den Gott werden ließ — körperlich schwach, seelenkrank — wandern und voraussehen alles Übermaß des menschlichen Glücks, das sonst dem Auge der Sterblichen sich wohlthätig verbirgt.

Einst kam er in ein Dorf, darin ein Brand lohete. Haus um Haus ergriff die Flamme, von einem Dache sprang sie zum anderen. Wieder durchblitzte ein Gedanke Jakobs Seele: In die Flammenlohe den Stab! Und da flog der Stab — blieb hängen an einem brennenden Dachsparren und wurde rotglühend, dann weiß, und die Silberstifte des Kreuzes flammten bläulich. Jakob ging ohne Stab nach Hause. Da schnarrte die Wanduhr, da ging ihre Thür von selbst auf, spottend der Nägel, mit denen sie zugeschlagen war, — da stand der Stab — unverfehrt! Ohnmächtig fiel Jakob in die Arme seiner Mutter — er war wie vernichtet, und sie sank mit ihm auf ihre Kniee nieder und betete und schrie jammernd zum Himmel auf.

Jakob mußte fort und fort wandern! Weit aber konnte er nicht mehr — seine Kraft war erschöpft, der matte Quell seines Lebens begann zu versiegen: Zwei- und fünfzigmal hatte Jakob wandern — müssen, ob er stand oder lag, es riß der Stab ihn von dannen; ob er die ganze Woche über todesmatt kein Glied zu rühren vermochte — am Freitag erfolgte die Wanderschaft. Doch ward der Stab barmherzig, und führte ihn auf kürzern und immer kürzern Wegen um das Vaterhaus. Zulezt war Jakob so sterbensmatt, daß er zu einem Gange von einer Stunde einen vollen Tag brauchte; er glich einem zitternden Greise, und die Farbe seines Angesichts glich der Asche.

Jakob glaubte, daß er bald sterben werde, und seine Mutter und alle, die ihn sahen, glaubten das nämliche. Da kam am Tage vor dem dreiundfünfzigsten Freitag ein Traum über Jakob: Er sah ganz lebhaft, als ob es wirklich geschähe, die Thür der alten Wanduhr aufgehen, den Stab heraus- und an das Bett treten, darin er selbst lag. Und da hub der Stab an zu sprechen. „Jakob,“ sagte er, „ich bin ein sehr alter Stab. Mit mir in seiner Hand ging der Erzwater, nach dessen Namen du genannt bist, über den Jordan. Ich ruhete in Moses' Hand, da Moses mit Gott sprach, und ward zur Schlange und wiederum zum Stabe. Ich ruhete in Aarons Hand und ward wieder zur Schlange und verschlang die Schlangestäbe der Zauberer Pharaos. Und wieder ward ich aufgehoben von Moses' Hand, und das Rote Meer teilte sich unter mir. Zweimal schlug Moses mit mir an den dürren Fels, und es sprang Wasser aus dem Felsen der Wüste und tränkte die Verdürstenden, beide, Menschen und Tiere. Wessen Stab ich aber jetzt bin, das kannst du, Knabe, nicht fassen. Du hast große Sünde getan, daß du dem armen Wanderer seinen Stab und seine Stütze heimlich entwendet hast; dafür hast du wandern müssen im finstern Tale, und hast kosten müssen des Lebens Bitterkeit. Aber fortan wird der Herr deine Seele erquickern und dich führen auf rechter Straße, um seines Namens willen. Des Herrn Stecken und Stab wird dich trösten!“

Als der Stab also gesprochen hatte, war es, als umweheten Jakob Flügel der Engel mit Himmelsruhe. Er fühlte keine Ermüdung mehr, er schlummerte ein, er erwachte wie neugeboren. Da brach der Freitagmorgen an — es war ein Kar-

freitag. Jakob glaubte jeden Augenblick, er werde die Wanderung wieder beginnen müssen, aber der Stab kam nicht in seine Hand.

Gegen Abend sprach Jakob sanft und fromm mit seiner Mutter von erhabenen und göttlichen Dingen. Da ging die Thür auf, und ein hoher dunkler Wanderer trat ein und grüßte: „Friede sei mit euch!“ Schauer durchbebten Mutter und Sohn, beide erkannten den Wanderer. Und da tat sich die Thür des Wanduhrschrancks auf, und der Stab schwebte heraus und in des Fremdlings Hand. Hell durch die abendliche Düsternis leuchtete das Kreuz am Stabe. Der Fremdling aber sprach noch einmal: „Friede sei mit euch!“ und wandte sich und ging. In die Seele von Mutter und Sohn zog heiliger Friede: der Stab Wehe war wieder von ihnen genommen.

Der weiße Wolf.



Ein König ritt jagen in einem großen Walde. Er verirrte sich aber darin und mußte manchen Tag wandern und manche Nacht, fand immer nicht den rechten Weg und mußte Hunger und Durst leiden. Endlich begegnete ihm ein kleines schwarzes Männlein, das fragte der müde König nach dem rechten Weg. „Ich will dich ganz gerne führen und geleiten, sagte das Männlein, „aber du mußt mir auch etwas dafür geben, du mußt mir das geben, was dir aus deinem Hause zuerst entgegenkommt.“ Der König war froh und sprach unterwegs: „Du bist recht brav, Männchen; wahrlich, und wenn mein bester Hund mir entgegenliefe, so wollt' ich dir ihn doch gern zum Lohn geben.“ Das Männlein aber erwiderte: „So ist's nicht gemeint; deinen besten Hund, den mag ich nicht, mir ist was anderes lieb.“ — Wie sie nun beim Schloß an-

kamen, so sah des Königs jüngste Tochter durchs Fenster ihren Vater geritten kommen und sprang ihm fröhlich entgegen. Da sie ihn aber in ihre Arme schloß, sprach er: „Ei, wollt' ich doch, daß lieber mein bester Hund mir entgegengekommen wäre!“

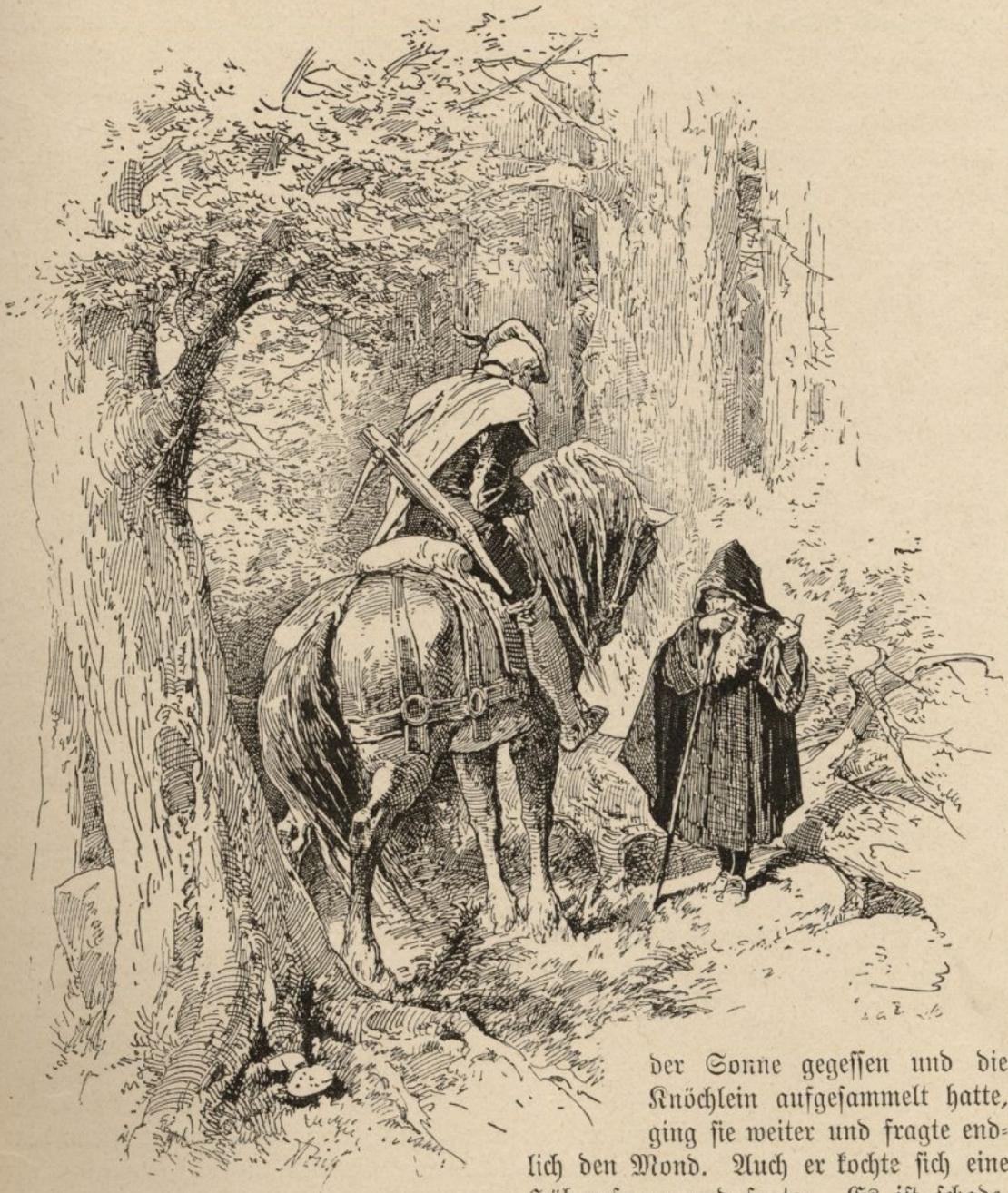
Über diese Rede erschraf die Königstochter gar sehr und weinte und rief: „Wie das, mein Vater? Ist dir dein Hund lieber denn ich, und sollte er dich froher willkommen heißen?“ Doch der König tröstete sie und sagte: „O, liebe Tochter, so war es ja nicht gemeint!“ und erzählte ihr alles. Sie aber blieb ganz standhaft und sagte: „Es ist besser so, als daß mein lieber Vater umgekommen wäre im wilden Walde,“ und das Männchen sagte: „Nach acht Tagen hole ich dich.“

Und nach acht Tagen, richtig, da kam ein weißer Wolf in das Königsschloß, und die Königstochter mußte sich auf seinen Rücken setzen, und heisa! da ging's durch dick und dünn, bergauf und ab. Aber die Königstochter konnte das Reiten auf dem Wolfe nicht aushalten und fragte: „Ist's noch weit?“ — „Schweig! Weit, weit ist's noch zum gläsernen Berge, — schweigst du nicht, so werf' ich dich herunter!“ Nun ging es wieder so fort, bis die arme Königstochter wieder zagte und klagte und fragte, ob es noch weit sei. Und da sagte ihr der Wolf die nämlichen drohenden Worte und rannte immer fort, immer weiter, bis sie zum dritten Male die Frage wagte; da warf er sie auf der Stelle von seinem Rücken herunter und rannte davon.

Nun war die arme Prinzessin ganz allein in dem finsternen Walde und ging und ging, und dachte, endlich werde ich doch einmal zu Leuten kommen. Und endlich kam sie auch an eine Hütte, da brannte ein Feuerchen, und da saß ein altes Waldmütterchen, das hatte ein Töpfchen am Feuer. Und da fragte die Königstochter: „Mütterchen, hast du den weißen Wolf nicht gesehen?“ — „Nein,“ antwortete die Alte, „da mußt du den Wind fragen, der kommt überall herum, aber bleibe erst noch ein wenig hier und isß mit mir! Ich koche hier ein Hühnersüppchen.“ Das tat die Prinzessin, und als sie gegessen hatten, sagte das steinalte Mütterchen: „Nimm die Hühnerknöchelchen mit dir, du wirst sie gut gebrauchen können!“ Dann zeigte ihr die Alte den rechten Weg nach dem Winde.

Als die Königstochter bei dem Winde ankam, fand sie ihn auch am Feuer sitzen und sich eine Hühnersuppe kochen, aber auf ihre Frage nach dem weißen Wolf antwortete er ihr: „Liebes Kind, ich habe ihn nicht gesehen, ich bin heute noch gar nicht gegangen und wollte mich einmal hübsch ausruhen. Frage die Sonne, die geht alle Tage auf und unter, aber erst mache es wie ich: ruhe dich aus und isß mit mir, kannst hernach auch alle Hühnerknöchlein mit dir nehmen, wirst sie wohl gut brauchen können.“

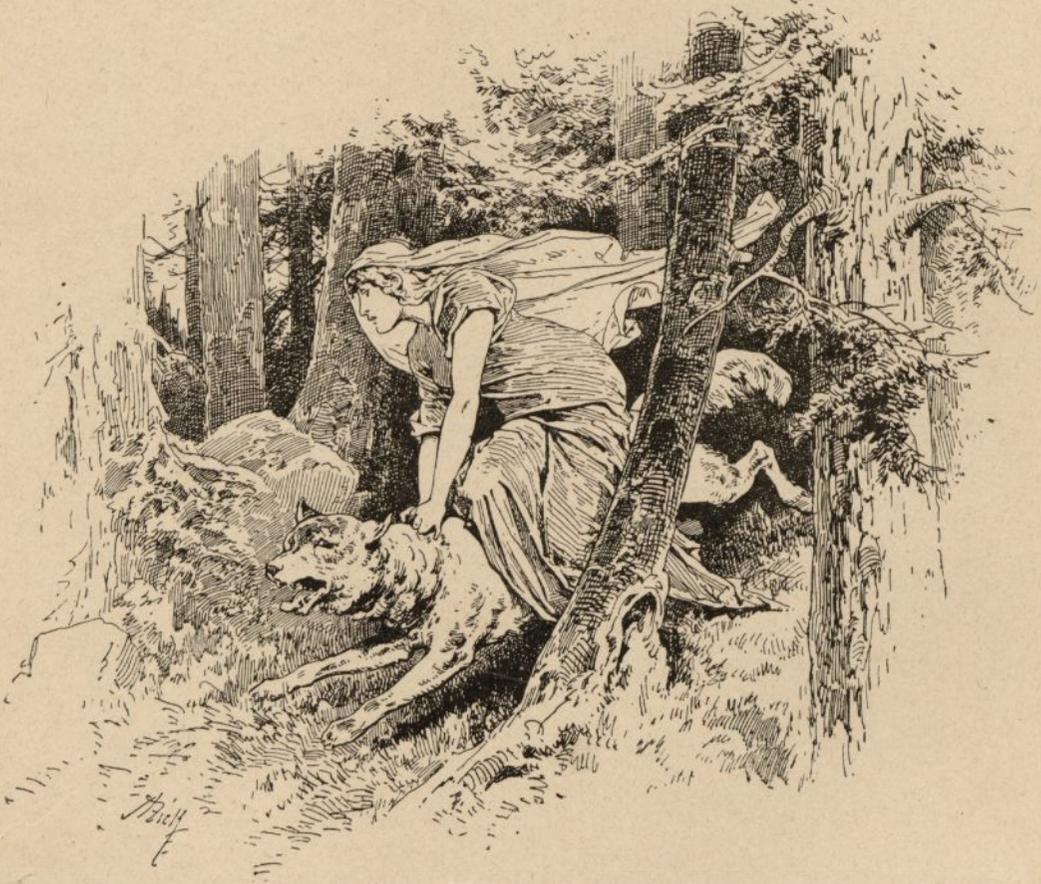
Als sie zusammen das Süpplein verzehrt hatten, sammelte das Mädchen nach des Windes Rat wieder alle Knöchlein und wanderte dann nach der Sonne zu. Hier ging es wiederum wie beim Winde. Die Sonne kochte sich gerade eine Hühnersuppe an ihrem eigenen Feuer, weshalb es damit sehr geschwind ging. Auch sie sagte, sie hätte den weißen Wolf nicht gesehen, lud die Prinzessin zum Mitessen ein und riet ihr dann: „Du mußt den Mond fragen, denn wahrscheinlich läuft der weiße Wolf nur des Nachts, und da sieht der Mond alles.“ — Als nun die Königstochter mit



der Sonne gegessen und die Knöchlein aufgesammelt hatte, ging sie weiter und fragte endlich den Mond. Auch er kochte sich eine Hühnersuppe und sagte: „Es ist schade, ich habe letzte Nacht nicht geschienen, oder bin zu spät aufgegangen, ich weiß gar nichts von dem weißen Wolf.“ Da weinte das Mädchen und rief: „O Himmel, wen soll ich nun fragen?“ — „Nun, nur Geduld, mein Kind,“ sagte der Mond. „Vor Essen wird kein Tanz; setze dich und isz erst die Hühnersuppe mit mir und nimm auch die Knöchelchen mit, du wirst sie wohl brauchen! Etwas Neues weiß ich doch. Im gläsernen Berge das schwarze Männchen — das hält heute Hochzeit, der Mann im Mond ist

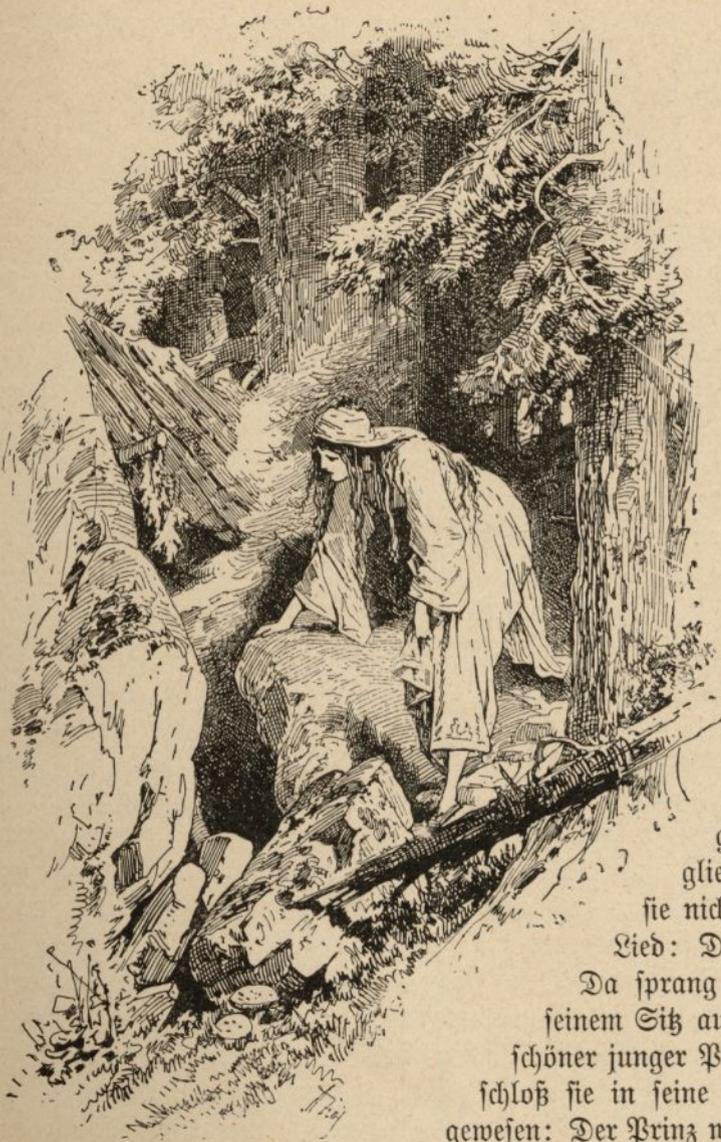
auch dazu eingeladen.“ — „Ach, der gläserne Berg, der gläserne Berg, dahin wollte ich ja eben, dahin hat mich ja der weiße Wolf tragen sollen!“ rief die Königstochter. „Nun bis dorthin kann ich dir schon leuchten und den Weg zeigen,“ sagte der Mond, „sonst könntest du dich leichtlich verirren, denn ich zum Beispiel bestehe ganz und gar aus lauter gläsernen Bergen. Nimm aber immer deine Knöchlein hübsch alle mit!“ Das tat die Prinzessin, aber in der Eile vergaß sie doch ein Knöchlein.

Bald stand sie an dem gläsernen Berge, aber der war ganz glatt und glitscherig, und es war so nicht hinaufzukommen. Da nahm die Königstochter alle Hühner-



knöchlein von der alten Waldmutter, von dem Winde, von der Sonne und von dem Monde und machte sich daraus eine Leiter, die wurde sehr lang; aber o weh! zuletzt fehlte noch eine einzige Sprosse, noch ein Glied. Da schnitt sich die Prinzessin das oberste Gelenk von ihrem kleinen Finger ab, und so tat es gut, und sie konnte nun rasch zum Gipfel des gläsernen Berges klimmen.

Oben war eine große Öffnung, da führte eine schöne Treppe hinunter, und war alles voll Glanz und Pracht, und war ein Saal da voll Hochzeitsgästen, und viele Musikanten und reich besetzte Tafeln. Und da saß das schwarze Männlein, und an seiner Seite saß eine Dame, die war seine Braut; das schwarze Männlein aber schien



traurig. Und der Königstochter tat es auch so weh, so weh, daß sie nun zu spät kam, und daß das schwarze Männlein so traurig war.

Da dachte sie bei sich, ich will ein Lied vom weißen Wolf singen, vielleicht kennt er mich dann — denn er hatte sie noch gar nicht angesehen, folglich auch nicht wiedererkannt. Und da stand eine Harfe an der Wand, welche die Prinzessin gut spielte, die nahm sie nun und sang: „Deinen besten Hund, den mag ich nicht, — mir ist was anderes lieb! — Der weiße Wolf, der lief davon, — sie weiß nicht, wo er blieb.

— Sie ist dem Wolfe nachgereist, — schnitt ab ihr Fingerglied, — nun ist sie da — du kennst sie nicht, — und traurig singt dies Lied: Des Königs Töchterlein.“

Da sprang das schwarze Männlein von seinem Sitz auf und war plötzlich ein ganz schöner junger Prinz und eilte auf sie zu und schloß sie in seine Arme. — Alles war Zauber gewesen: Der Prinz war in das alte Männlein und in den weißen Wolf und in den gläsernen Berg hinein

verzaubert so lange, bis eine Prinzessin, um zu ihm zu gelangen, sich's ein Glied von ihrem kleinen Finger kosten lassen würde. Wenn das aber bis zu einer gewissen Zeit nicht geschehe, so müsse er eine andere freien und ein schwarzes Männlein bleiben all sein Leben lang. Nun war der Zauber gelöst, die andere Braut verschwand, der entzauberte Prinz heiratete die Königstochter, reiste darauf mit ihr zu ihrem Vater, der sich herzlich freute, sie wiederzusehen, und lebten alle glücklich miteinander bis an ihr Ende. Sollte dieses aber noch nicht erfolgt sein, so leben sie wohl heute noch.

Die Adler und die Raben.

(Mit Buntbild.)



Unermeßlich groß waren zwei hohe Bergwälder; die lagen sich gerade gegenüber, und in dem einen dieser Wälder horsteten eitel Adler, im anderen aber nisteten bloß Raben, und jedes dieser zwei Vogelgeschlechter stand unter einem König seiner Art. Da geschah es, daß alter Haß aufs neue rege ward unter den Adlern gegen die Raben. In einer Nacht erhob sich der Adlerkönig mit einer Schar der Seinen, flog hinüber nach dem Rabenwald, überfiel dort die schlafenden und keines feindseligen Angriffs sich versehenden Raben und tötete ihrer eine große Anzahl. Als der Rabenkönig am nächsten Morgen erwachte und sich von seinem Nest erhob, da erst erfuhr er etwas von dem Überfall und vernahm mit ernster Betrübniß den Schaden und großen Verlust der Seinen. Sofort versammelte er alle seine weisen Räte und gedachte mit ihnen zu beratschlagen, wie man am besten diese untreue That der Adler rächen könne und solle.

Da die Raben, wie die Naturgeschichte lehrt, merklich gute Redner sind, so fehlte es auch dem Rabenkönig nicht an der rechten Redegabe, und er sprach zum versammelten hohen Rat also: „Meine lieben Getreuen! Euch ist kund geworden, wie ohne vorherige Absagung und Kriegserklärung, zuwider allem Völkerrecht, die Adler uns heimlich bei nächtlicher Weile überfallen und viele der Unseren gemordet haben, ohne daß wir zur Zeit noch erfahren können, warum sie solches getan haben. Würden wir das dulden und keine Wiedervergeltung üben, so könnte sich solche Frechheit wiederholen; darum laßt uns ratschlagen, was zu tun für uns und unseren Staat das Beste ist. Übereilt euch nicht mit eurem Räte, sondern überlegt ihn wohl; denn unser aller Wohl oder Wehe hängt davon ab, ob wir weisen oder unweisen Rat schöpfen. Sinne ein jeder eine gute Weile nach über den unerhörten Fall, der unseres Reiches bisherige Wohlfahrt stört, ja, sie mit Vernichtung bedroht, ob wir nicht Mittel finden, dem feindseligen Tun der Adler zu steuern.“

Auf diese Rede des Königs erfolgte eine geheime Sitzung bei verschlossenen Türen, welcher nur die fünf Geheimräte des Rabenreichs unter Vorsitz des Königs beiwohnten. Die meisten von diesen Raben waren vom Alter ganz grau, einige sogar hell befiedert, und mancher hatte einen völlig kahlen Kopf. Fast alle gingen gebeugt einher unter der Last ihrer Jahre, die, da Raben bekanntlich sehr alt werden, in der Zahl zum Teile noch den Methusalem übertrafen. Der König war weit jünger als sie alle. Als der letztere nun den geheimen Rat eröffnet hatte, nahm der Ministerpräsident das Wort und sprach: „Großmächtigster König und Herr! Die alten Weisen haben schon ausgesprochen, was ich zu raten mir gestatte. Wenn ein Feind dir an Macht überlegen ist und du nicht vermagst, ihm zu widerstehen, so weiche ihm, und vermiß dich nicht mit einem eitlen und stolzen Herzen, mit ihm zu kämpfen, sonst wirst du des Schadens noch mehr von ihm erleiden denn zuvor.“

Der König faßte den Sinn dieser Rede vollkommen wohl, äußerte seine Meinung aber nicht, sondern wendete sich an seinen zweiten Geheimrat und fragte: „Was sagest du?“ — „Allergnädigster König und Herr!“ antwortete der Gefragte, „ich kann die Ansicht meines Vorredners nicht teilen. Sollte es wohlgetan sein, so ohne weiteres uns als besiegt zu erklären und unsere Heimat ohne den Versuch einer Verteidigung aufzugeben? Nein! Lasset uns vielmehr zu mannhafthem Widerstande bereit sein. Hüter und Späher lasset uns aussenden, die uns alles künden, was sie vom Beginnen der Adler gewahren, und kommen letztere wieder, uns feindlich anzufallen, so laßt uns ihnen tapfer entgegenziehen und mit aller Macht! Schimpflich aber bliebe das Verlassen dieses als Erbe unserer Väter geheiligten Waldes und Wohnsitzes. Den laßt uns verteidigen auf Tod und Leben! Zu schmähhlichem Rückzuge bleibt immer noch Zeit, wenn wir im Kampfe unterliegen.“

Schweigend hörte der König auch diesen Rat und gab dem dritten seiner Geheimräte das Wort. Dieser erhob mit Würde sein ernst gesenktes Haupt, öffnete seinen Schnabel bedächtig und ließ sich also vernehmen: „Allergnädigster König und Herr! Die verehrten Vorredner haben sicher nach ihrer gewissenhaften, wenn auch einander entgegengesetzten Überzeugung gesprochen. Mir scheint es schwierig zu sein, gegen die Adler mit Hoffnung auf Sieg zu streiten, denn offenbar sind sie stärker, streitbarer und mächtiger als wir; aber auch ich rate nicht schimpfliche Flucht und freiwillige Verbannung an. Sende, o König, einen weisen, redelustigen Mann deines Vertrauens zu den Adlern hinüber, der möge ihren König fragen, ob er Kenntnis von dem Überfalle gehabt habe, was dessen Grund sei, und womit wir denselben verschuldet haben. Vielleicht läßt sich das Geschehene als ein Mißverständnis sühnen und auf dem Wege der Verhandlung gütlich beilegen. Vielleicht läßt sich auch von unserer Seite der Friede mit den Adlern erkaufen, damit wir ruhig im Schoße unserer Heimat verbleiben. Denn das ist das Wort der alten Weisen: Besser ist Friede, denn Krieg, und nicht schimpflich ist es, Tribut zu entrichten dem unbefiegbaren Feinde!“

Der Sprecher schwieg, und darauf gab der König dem vierten Räte das Wort. Dieser, minder hochbetagt als sein Vorredner, hob sein Haupt mit kühner Bewegung und sprach mit männlicher Kraft:

„Keiner der verehrten Ratgeber hat ausgesprochen, was uns in Wahrheit frommen mag! Ich stimme gegen das gänzliche Aufgeben und Verlassen unseres Wohnsitzes; ich stimme gegen den ungleichen Kampf, der nur mit unserer schmähhlichen Niederlage und Knechtung enden würde; ich stimme gegen Verhandlung mit jenen nichtswürdigen Adlern, und vor allem stimme ich gegen einen Tribut, der uns ihnen gleichsam unterordnete! Mein unmaßgeblicher Rat ist, eine Zeitlang zu weichen, uns draußen Bundesgenossen zu werben und dann unversehens mit Heeresmacht zurückzukehren, den Adlern zu tun, wie sie uns getan haben, und uns so unseren Wohnsitz wiederzugewinnen. Die alten Weisen sagten: Wer sich seinem Feinde unterwürfig macht, der hilft ihm wider sich selbst.“

Der König wiegte bedächtig sein Haupt hin und her; er faßte und erwog den Sinn aller vernommenen Worte in seinen Gedanken und winkte dem fünften seiner

Räte, zu sprechen. Dieser begann: „Meinem Bedünken nach frommt uns keiner von allen bisher gegebenen Ratschlägen vollkommen. Ich kann zwar ebenfalls nicht dafür stimmen, gegen einen uns überlegenen Feind zu streiten. Ich fürchte die Aare und niemand soll seinen Feind zu gering achten! Ich kann aber auch nicht zu schimpflicher Flucht raten, ebensowenig zu schimpflichem Tribut, und noch minder möchte ich den Adlern die Ehre einer Gesandtschaft unsererseits angetan sehen, denn einer solchen würden sie sicherlich spotten. Mein Rat und Vorschlag ist der: Abzuwarten mit List und Vorsicht, was weiter von seiten der Adler gegen uns vorgenommen werden sollte, und keine Furcht zu zeigen, aber auch keine Herausforderung. Ein Weiser sieht seinen Schaden voraus und bewahrt sich vor ihm, bevor er ihm naht. Mit sanfter Gewalt, durch List und Verstand vermeiden wir vielleicht den Krieg und die Unterjochung.“

Jetzt nahm der König fragend das Wort: „Wie meinst du das? Welche List willst du brauchen gegen die Adler? Sprich es ganz aus, was du im Sinne hast!“ Der Sprecher erwiderte: „Höre mich, mein König und Herr! Mein Rat ist also dieser: Zum ersten, daß wir uns des Eindrucks entschlagen, den der Schreck des unvermuteten feindlichen Überfalles auf unsere Herzen machte, und mit gestärktem herzhaftem Gemüt Beschlüsse fassen; zweitens, daß wir uns völlig klar werden über die Ursache des Überfalles und der Feindseligkeit der Adler gegen uns, eine Ursache, die in alter Zeit wurzelt. Ohne diese Ursache zu kennen und reiflich zu erwägen, ist unsererseits ein vernunftgemäßer Entschluß nicht möglich.“

„Aber wie sollen wir diese Ursache ergründen?“ fragte der König. — „Sie ist ergründet, ich kenne sie, mein König,“ antwortete der Sprecher. — „So sage sie!“ gebot der König. — „Sie ist ein Geheimnis, mein königlicher Gebieter!“ entgegnete der weise Ratgeber. „Die alten Weisen gaben aber das schöne Rätsel auf: Was ist für einen zu wenig, für zwei genügend, für drei zu viel? Die Lösung ist das Geheimnis; und was ich dir zu sagen habe, ist nur für zwei Zungen und für vier Ohren tauglich.“

Auf diese Worte hob der König die Sitzung seines Geheimratskollegiums auf, hieß den weisen Rat ihm in ein anderes Gemach folgen und fragte ihn dort: „Was weißt du von der Ursache des gegen uns offenbar gewordenen Hasses der Adler?“ — „Die ganze Ursache wurzelt in einer Rede, mein König, die einmal ein Rabe gehalten hat,“ antwortete der Geheimrat. — „So erzähle!“ sprach der König, und der Ratgeber erzählte:

Der Hase und der Elefantenkönig.

Es kamen einmal alle Geschlechter der Vögel zusammen, gemeinsam einen neuen König zu küren, denn ihr bisheriger König war gestorben, und sie waren bereits unter sich einig, den Aar zum König zu wählen. Schon sollte die Wahl erfolgen und bestätigt werden, da sah die Versammlung von weitem den Raben geflogen kommen, der sich verspätet hatte, und da sprachen einige der Versammelten: „Es ist gut, daß der Rabe auch noch kommt, auf daß wir seinen Rat ebenfalls vernehmen;“ und als

der Rabe sich niederließ, sprachen sie zu ihm: 'Es ist recht, daß du kommst, dein Stimmrecht auszuüben, wie jeder von uns befugt und berufen ist; gern hören wir deine Meinung, doch sind die meisten Stimmen für den Adler als unseren künftigen König.'

„Darauf antwortete der Rabe: 'Wenn über die Wahl bereits entschieden ist, so bleibe ich in der Minderheit und bin von vornherein überstimmt, aber dennoch gebe ich mein Nein zu diesem euern Beschluß. Und selbst, wenn es keine edleren Geschlechter unter uns Vögeln mehr gäbe, keine Königsgeier, Edelfalken, Reiher und heilige Ibis, Schwäne und Paradiesvögel, sondern nur Tauben, Spazeh, Nachtenten und Rohrdommeln und dergleichen, so würde ich dennoch nicht für den Adler als unser gemeinschaftliches Oberhaupt stimmen. Denn er wird von bösen Sitten beherrscht, seine Farbe ist ein unentschiedenes, geflecktes und getigertes Braun, seine Zunge trägt er verkehrt im Schnabel; schöne Reden zu halten, wie wir weisen Raben, vermag er gar nicht, und doch kommt so unendlich viel darauf an, daß ein Herrscher auch gut zu sprechen und Reden zu halten wisse. Der Adler ist ein halber Tor, in seinem ganzen Wesen und Gebaren ist kein Adel, nicht das, was wir noble Haltung nennen. Vernunft besitzt er gar nicht, desto mehr aber Grimm und Grausamkeit, jähen Zorn und gnadenlose, unbarmherzige Tyranni. Sein ganzes Geschlecht ist von jeher übel berühmt, hat stets auf Schlimmes gesonnen und ist arglistigen, tückischen Herzens auf anderer Schade bedacht gewesen; es ist so voll Bosheit, daß ich es gar nicht auszusprechen vermag. Darum sage ich euch, wählt keinen Adler zu unserm König, suchet euch einen anderen, wenn er auch minder flug und scharfsichtig ist. Edle Einfalt der Gemütsart ist besser, als behende, allüberlistende Klugheit. Denn mag ein König immerhin etwas beschränkten Verstandes sein, wenn er nur weise Minister hat und fromme Räte, so wird sein Reich wohl bestehen, wie wir ein Beispiel haben an dem König der Hasen. Dieser war nicht besonders flug und weise, aber er folgte weisen Ratschlägen, und das kam ihm zugute.'

„Auf diese Rede fragten alle Vögel, welche so aufmerksam zuhörten, wie du jetzt mir, mein allergnädigster König und Herr — fuhr der weise Ratgeber zu erzählen fort — was denn der Hasenkönig getan und vorgehabt habe. Worauf der Rabe antwortete: 'Es war einmal ein übertheures Jahr und dabei so trocken, daß die Früchte des Landes verdorrten und alle Quellsbrunnen versiegten. Das zu ertragen fiel allen Tieren sehr schwer, am schwersten aber denen, welche vieler Pflanzennahrung bedürfen, folglich den größeren und größten, namentlich den Elefanten. Diese traten zusammen und klagten ihrem König ihre große Not und sprachen: 'Uns gebricht es täglich mehr an Wasser und Weide. Wäre es dir genehm, so wollten wir Boten aus-senden, eine andere Wohnstätte zu suchen, daß wir unser Leben erhalten.' — Ich habe nichts dagegen, tut nach eurem Rat und Gefallen!' antwortete der Elefantenkönig.

„Darauf ließen die Elefanten einige ihrer Klügsten nach wasserreichen Wohn- und Weideplätzen suchen. Von diesen Sendlingen gelangten einige in das Königreich der Hasen. Das war gar ein lustiger Ort mit einem Brunnen, welcher dem Monde heilig war, wie denn auch die Hasen dem Monde heilig waren vor alten Zeiten. Dort, rings um den Brunnen, waren die unterirdischen Höhlen der Hasen. Den ausgesandten Spähern gefiel Ort und Gelegenheit gar zu wohl; sie kehrten heim und erstatteten

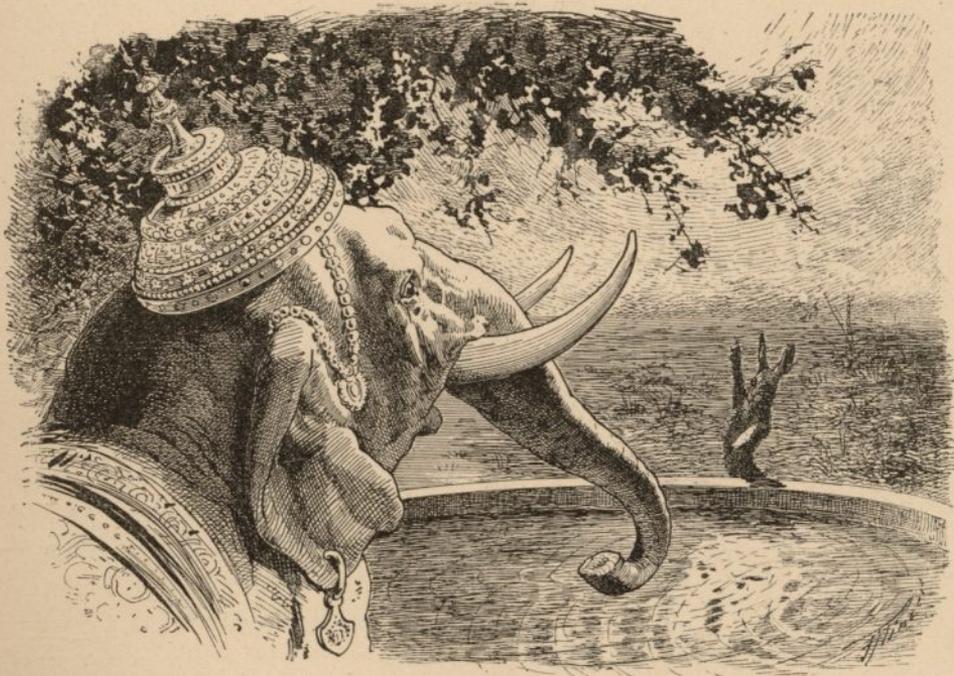
Bericht über den neuen Wohnsitz. Von den Hasen hatten sie nichts wahrgenommen; denn der Kleine fürchtet bekanntlich den Großen, und die Weisen behaupten, es sei von seiten Kleiner nicht gut Kirichen essen mit den Mächtigen.

„Auf die gute Botschaft hin brach das Elefantenvolk samt seinem König auf, und sie zertrampelten der armen Hasen Wohnungen, Höhlen und Ansitze in Grund und Boden, samt einem Teile des zaghaften Böckleins selbst. Da war des Jammerns kein Ende, und die Hasen liefen haufenweise zu ihrem König und klagten ihm ihr Herzeleid und wollten Rat und Hilfe von ihm. Aber da war guter Rat teuer und Hilfe fern; denn was vermag das schwache Häslein gegen den mächtigen Elefanten? Der Hasenkönig aber berief dennoch seine Räte und sprach zu ihnen: ‚Ich fühle wohl, daß ich nicht weise genug bin, meinem zertretenen Reiche zu helfen; darum ratet ihr, was uns zu tun ziemt, redlich und getreulich, mir und euch und der gesamten Hasenheit zu Nutz und Frommen.‘ Da sprach ein alter Hase, welcher weise und gelehrt war und in großer Achtung stand: ‚Wenn es dir gefällt, so sende mich, mein König, und noch einen deiner Getreuen, der meine Werbung mit vernehme und dir darüber berichte, zum König der Elefanten.‘ Der Hasenkönig erwiderte auf diese Rede: ‚Mich will bedünken, du seiest getreu und weise genug, und ich vertraue dir sonder allem Argwohn ganz allein. Vollziehe die Sendung und melde dann, was du ausgerichtet hast. Sage auch dem König der Elefanten meinen Gruß, und außerdem in meinem Namen alles, was dir gutdünkt.‘

„Hierauf machte sich der Hase in einer hellen Vollmondnacht auf und ging nach dem Mondbrunnen; doch überlegte er mit Vorsicht, daß er von zarter Leibes- und Gliederbeschaffenheit sei, und dachte der alten Sprichwörter: Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, der kommt darin um, und wer unter die wilden Tiere geht, den zehren sie auf. ‚Ich will diesen Berg besteigen,‘ sprach er bei sich, ‚und mit dem Elefantenkönig Zwiesprach pflegen.‘

„Der alte Hase tat, wie er gesagt hatte, und kam vor den Elefantenkönig und sprach zu ihm: ‚An dich, großmächtigster Herr und König, sendet mich der Mond, mein nachtbeherrschender Gebieter. Höre seine Botschaft durch mich an in deiner Weisheit und laß mich nicht etwa Mißfälliges entgelten; denn ein Abgesandter ist nur ein Werkzeug.‘ Der Elefantenkönig sprach: ‚Sage mir an, was ist es, das der Mond wünscht und gebeut!‘ und der alte Hase erwiderte: ‚Also entbietet dir durch meinen Mund der Mond: Der Mächtige, der seiner Macht vertraut, läßt sich leicht durch diese bewegen, zu streiten gegen den, der noch mächtiger und stärker ist, und sein Kampfgelüst wird ihm leicht zu einem Strick um seine Füße. Du, o König, lässest dir damit nicht genügen, daß du der mächtigste und größte bist unter allen Tieren; nein, du hast deinen Zug unternommen gegen mein armes Volk, das Volk der Hasen; du hast mit den Deinen ihre und ihrer unschuldigen Kindlein Weide zertreten und meinen und ihren Brunnen. Tue dies nicht mehr, hebe dich mit den Deinen anderswohin von dannen, oder ich will eure Augen trübe machen, spricht der Mond, und euch von dannen bringen mit meinem grimmen Zorn. — Und so du, o König, meinen Worten nicht glaubst, so soll ich dir des Mondes zornvolles Antlitz zeigen.‘

„Da erschraf der Elefantenkönig und ging mit dem Hasen zu dem Mondbrunnen, und der letztere ließ ihn in das Wasser sehen und sagte: ‚Schmecke mit deiner langen Nase hinab, so schmeckst du den Mond.‘ Da stieß der Elefant seinen Rüssel in den Mondbrunnen, und da bewegte sich alsbald das Wasser, und das sich widerspiegelnde klare Antlitz des Mondes verzerrte sich. ‚Siehest du, o mächtiger König!‘ rief der Hase, ‚wie grimmig der Mond dich anschaut und dadurch seinen ganzen Zorn verkündet über das Arge, das du ihm und seinem Volke getan hast!‘ Darauf sprach der Elefantenkönig: ‚O heiliger Mond! Nimmermehr soll einer der Meinen wider dich und die Deinen sein! Gern wollen wir weichen von deinem Heiligtum.‘



„Und er tat also und zog ab mit den Seinen weit hinweg von dem Mondbrunnen, und die Hasen nahmen wieder Besitz und bauten ihre Wohnungen aufs neue, und sie wohnen noch heute in Frieden an ihrem Orte.

„Dieses,‘ sprach der zu dem Volke der Vögel redende Rabe, ‚habe ich euch als ein Beispiel gesagt, daß ihr einen verständigen König euch wählt, der, wie jener König der Hasen, auf verständigen Rat achtet und nicht selbstherrlich immer oben hinaus will, wie der Adler, und auf dem Irrtum seines törichtten Kopfes beharrt, oder der auch, weil Weisheit ihm mangelt, wie dem Elefantenkönig, leicht zu überlisten ist. Es ist auch ganz gegen des gesamten Vogelreiches Satzung, daß alle ein gemeinsames Oberhaupt haben. Mögen die Adler einen Adler zum König wählen, — dagegen läßt sich nichts sagen, — die Geier ihren Geierkönig, und die Zaunhüpfelinge ihren Zaunkönig, jedes Volk seinen eigenen; dafür sind die Ge-

schlechter unterschieden. Was soll, um nur ein Beispiel euch zu sagen, dem schwachen, furchtsamen Taubengeschlecht ein grimmiger Adler zum König? Er wird erbarmungslos seine Krallen in ihrem Blute baden und sie gierig auffressen. Wahrlich, welches Geschlecht sich einen anderen Gebieter erwählt und dem falschen Fremdling vertraut, dem geschieht billig, wie dem Hasen und dem Vogel, die in einer Streitsache einen unbekanntem Mann über sich zum Richter erkoren.'

„Wie war das?“ fragten die Vögel, „erzähle es uns!“ — „Ich will es, mit eurer Erlaubnis, euch vortragen,“ erwiderte der Rabe, der Sprecher in der besiederten Versammlung.“

Der Hase und der Vogel.



„Auch ich hatte einst,“ sprach der Rabe — so erzählte der weise Ratgeber des Rabenkönigs — zu den aufhorchend um ihn versammelten Vögeln, „einen guten Freund, einen Vogel, dessen Name hier nicht zur Sache gehört. Derselbe hatte die Gewohnheit, wenn er sein Nest verließ, — das in der Nachbarschaft des meinen, in einer Felskluft sich befand, — oft sehr lange wegzubleiben, so daß ich manches Mal glaubte, er sei in der Fremde verunglückt oder gestorben oder gefangen, oder er habe sich anderswo häuslich niedergelassen.“

„Da geschah es, daß ein Hase jene Felskluft und in ihr das weiche warme Vogelneft fand und sich hineinbettete. Ich hielt es nicht für weise, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen, und gedachte bei mir: Weshalb solltest du dem Hasen die Wohnung wehren, da doch vielleicht der Vogel nicht wiederkehrt? Auf einmal vernahm ich ein Gezänk unter mir; denn der Baum, welcher mein Nest trug, stand dicht

neben dem Felsen. Mein Nachbar, der Vogel, war wieder da, saß außen vor dem Felsloch und kreischte. ‚Das ist mein Nest! Packe dich gleich heraus!‘ Drinnen aber saß der Hase und rief: ‚Ich bin im Besitze dieser Wohnung, und das schon eine geraume Zeit. Da könnte jeder kommen, dem sie gefiele, und könnte sagen: Zieh aus!‘ — ‚Du bist ein ehvergeßener, schlechter Hase!‘ schrie der Vogel. ‚Ein Räuber bist du! Das Nest ist mein, und du wirst es räumen!‘ — ‚Nein — ich werde es nicht räumen!‘ erwiderte der Hase. ‚Schimpfe und schwäche du, soviel du willst! Glaubst du eine gerechte Sache zu haben, so verklage mich! Vor dem Richter will ich dir Rede stehen, hier aber nicht.‘ Hierauf verwahrte der Hase seine Thür und zog sich in das Innere der Felskluft zurück.

„Eine Zeit darauf kam der Vogel wieder und sagte zum Hasen: ‚Ich weiß einen frommen, redlichen Alten, der soll Recht sprechen zwischen dir und mir. Folge mir zu ihm!‘ — ‚Wer ist es? Wie heißt er?‘ fragte der Hase. — ‚Ich habe ihn noch nicht gesprochen,‘ antwortete der Vogel. ‚Er lebt noch nicht lange in dieser Gegend; er ist ein frommer Einsiedler, welcher den ganzen Tag fastet und betet und voll ehrbaren Wesens sich zeigt. Er soll früher ein Maushund gewesen sein, hat aber längst die Katzenatur abgetan und alle Üppigkeit der Welt, wie allen schnöden Mäusefraß. Er vergießt kein Blut, nährt sich von Wurzeln, Gras und Kräutern, sein Getränk ist nur klares Wasser. Er wird ganz gewiß unparteiisch über uns Urtheil sprechen.‘ — ‚Eine Katze? Ein alter Maushund?‘ fragte mißtrauisch der Hase. ‚Dem traue ich nicht sonderlich. Das Sprichwort sagt: Die Katze läßt das Mäusen nicht.‘

„Aber der Vogel hörte nicht auf, in den Hasen zu dringen, bis dieser mit ihm ging. Ich folgte von fern nach, zu sehen, wie das ablaufen werde. Die Katze — eigentlich ein großer wilder Kater — saß, wie ich von weitem sah, vor ihrer Wohnung und sonnte sich, dehnte sich behaglich aus, beleckte sich die Pfoten und strich den Bart. Plötzlich, wie sie den Vogel und den Hasen kommen sah, huschte sie in ihr Gemach, und als die beiden Gefährten zu ihr eintraten, fanden sie dieselbe, in ein härenes Büßergewand gehüllt, in betender Stellung auf den Knien liegen. Da gewann auch der Hase Zutrauen und freute sich, einen so heiligen Mann kennen zu lernen, und nun entschuldigend beide um die Bette die Störung in der Andacht und baten, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu leihen. ‚Liebe Freunde!‘ sprach der Maushund mit leiser und heiserer Stimme, indem er die Augen frömmelnd verdrehte, ‚ich bin alt, meine Augen sind trübe und dunkel, um mein Gehör stehet es sehr übel. Gehet nahe herzu, und redet recht laut, daß ich ja alles richtig vernehme!‘

„Nun erzählten Vogel und Hase, wie sie miteinander ob des Nestes in Streit und Hader gekommen wären, und sich dahin geeinigt hätten, sich seinem unparteiischen Urtheilspruch zu unterwerfen. Als sie beiderseits schwiegen, sprach der wilde Maushund wieder ganz heiser: ‚Hab’ euch wohl verstanden, liebe Kinder, wohl verstanden. Ich will euch gut beraten und euch weisen die Wege der Gerechtigkeit. O, daß mich der Himmel erleuchte, ein rechtes und richtiges Urtheil in dieser eurer so überaus wichtigen Sache zu fällen und in diesem schwierigen Falle die Wahrheit zu finden! Denn besser ist es, eine Sache geht verloren durch die

Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit, als daß sie durch Lug und Trug und Unwahrheit fälschlich gewonnen werde. — Ach — ach! Was haben wir denn hienieden? Keine bleibende Stätte! Nur das eine nehmen wir mit hinüber in die zukünftige Welt, die Werke, die wir vollbracht haben zu unserer Seelen Heil oder zur Verdammnis. Gönnte doch ein jeglicher seinem Nächsten hienieden Gutes! Tretet getrost näher, liebe Kinder, und ruhet euch aus, derweil ich im Gebet um Erleuchtung in eurer Sache flehe.'

„Hase und Vogel vertrauten diesen heuchlerischen Worten des falschen, heimtückischen wilden Raters; ich aber, der ich nahegeflogen war und jedes Wort vernommen hatte, hörte nur noch, wie die Rabe ihre Thür zuwarf, und wie der Vogel drinnen jämmerlich schrie. Das ungetreue Tier hatte Vogel und Hasen erwürgt, verspeiste beide und bezog dann jene verlassene Wohnung, welche besser gelegen und eingerichtet war als seine eigene armselige, worauf ich alsbald aus dieser gefährlichen Nachbarschaft auswanderte. —

„Sehet hier ein Beispiel, wie es sich bestraft, wenn man blindes Vertrauen auf unbekannte Leute setzt, die sich uns, gleich den Adlern, in Arglist und Bosheit nähern. Der Adler ist unter den Vögeln gerade das, was der Wolf unter den vierfüßigen Tieren. Und ich bleibe dabei und wiederhole es euch dringend und warnend, ja, warnend: Wählt nimmer den Adler zum König!“ —

„Mit erhobener Stimme“ — fuhr der alte Geheimrat Rabe dem König, seinem Herrn, zu erzählen fort — „endete der gewandte Volksredner seinen Vortrag, und was war die Folge? Kein Vogel wollte nun den Adler zum König haben; es wurde nichts aus der ganzen Königswahl, die Rednergabe des Raben feierte einen glänzenden Sieg; wenig fehlte, so hätte man ihn zum König ausgerufen.“

„Und was sagte der Adler dazu?“ fragte der König. — „Der Adler sprach zum Raben: Sprich, Rabe, was habe ich dir jemals zuleide getan? Aus welchem Grunde wälzest du so viel Schmach auf mich? Nie habe ich etwas wider dich verschuldet und du mit deinen giftigen und verleumderischen Worten raubst mir heute eine herrliche Krone, die ich schon nahe ob meinem Haupte schweben sah! Aber bei aller Wahrheit schwöre ich dir heilig und teuer, du Lasterredner: Ein Baum, in den ein Mensch mit der Art haut, wächst wieder zusammen, und eine Schwertwunde durch Fleisch und Bein mag wieder heilen. Aber die Wunden, welche die Zunge schlägt, die heilen nie. Deine Worte sind mir wie ein glühendes Schwert, das mir im Fleische wütet, und das Feuer unserer Feindschaft, in das deine Zunge Öl goß, das wird brennen ohne Ende. Heute hast du, o weiser Redner Rabe, einen Dornbusch gepflanzt zwischen dein Geschlecht und mein Geschlecht; der soll dauern und grünen von Weltalter zu Weltalter, bei unserem und unserer Kinder und spätesten Enkel Leben, und soll euch die bitterste Frucht des Hasses tragen! Das sei dir hiermit zugeschworen!“

„Als die Vögel die Zornworte des Adlers vernahmen, erschrafen sie und hoben ihre Schwingen und flogen davon nach allen vier Winden; und der Adler flog auch davon, und keiner sagte weiter ein Wort. Nur der Rabe saß einsam und verlassen auf dem Steine, der ihm als Rednerkanzler gedient hatte, und wurde sehr nachdenklich und sprach zu sich selber: Nun habe ich auch geredet. Weiser wäre gewesen, wenn ich

geschwiegen hätte. Die alten Weisen sagten: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Jetzt habe ich durch meine Warnung mir und meinem Geschlechte der Nare ewigen Haß heraufbeschworen. Der Adler hat mich mit Machtworten niedergeschmettert, und keiner der anderen Vögel hat auch nur den Schnabel aufgetan, das Wort für mich zu nehmen, trotz ihres vorherigen tollen Zujuchzens. Sie waren klug, sie haben das Gold des Schweigens gefunden; sie haben nicht Neigung gehabt, ihre Zungen zu verbrennen, wie ich getan, ich alter Narr und alberner Schwärzer. Jene gedachten der Zukunft, ich hatte nur die Gegenwart im Auge. Stütze sich doch kein weiser Mann auf seine Weisheit und kein Starcker auf seine Stärke, und belade sich nicht, um anderen zu nützen, mit Feindschaft! sonst ist er der Tor, der Gift genießt, um hernach dessen Wirkungen mit Gegengift zu hintertreiben. Solches Tun kann leicht fehlschlagen. Für den unweisesten und allerdümmsten aller Vögel muß ich mich von heute an immerdar selbst halten. Konnte ich nicht dessen eingedenk sein, was die alten Weisen sagten: Das ist der schädlichste Verlust, den sich einer durch Worte zuzieht, — bevor ich mit meinem dummen Schnabel, in unüberlegtem Geschwätz, die ewige Feindschaft der Adler gegen mein ganzes Geschlecht entzündete! So klagte der Rabe und nahm sich seine unweise, von so schweren Folgen begleitete Rede dermaßen zu Herzen, daß er bald darauf schwer erkrankte und starb.

„Siehe, mein König,“ endete der Geheimrat seine Mitteilung, „das ist die Ursache des Adlerhasses gegen uns.“ — „O wehe!“ seufzte der König, „wollte der Himmel, daß jener unweise Rabe nie aus dem Ei gekrochen wäre, statt uns in diese Not zu bringen. Jetzt werden uns noch die Zähne von den sauern Träublein stumpf, die unsere Väter gegessen haben. Aber nun rede weiter, was soll es werden? was sollen wir nun tun?“ drängte der König.

Der Einsiedler und die drei Gauner.



„In kluger Mann vollbringt durch Einsicht und überlegten Entschluß, was manchem stärkeren mißlingt!“ sagte der weise Rabe, des Rabenkönigs Ratgeber, zu diesem. „Ich muß dabei jener Gauner gedenken, die mit ihrer List und Schlaueit einen Einsiedler also täuschten, daß er das nicht mehr glaubte, was doch seine Augen sahen.“ „Wie geschah das?“ fragte der König, und der Rabe antwortete: „Es war einmal ein Einsiedler, der ging und kaufte sich eine Geiß, sie bei seiner Hütte zu halten und ihre Milch zu genießen. Das sahen von weitem drei Diebe und besprachen untereinander, wie sie ohne Gewalt den Waldbruder um die Geiß betrügen und diese sich aneignen möchten. Sie verteilten sich alsbald so, daß einer nach dem anderen dem Einsiedler begegnete, und zwar in kurzen Fristen hintereinander.“

„Der erste, welcher zu ihm kam, bot ihm den Gruß und sagte spöttisch: ‚Waldbruder! Ihr forget Euch gewiß, daß die Diebe Euch Eure Schätze stehlen wollen, weil Ihr Euch einen Hund gekauft habt. Was wollt Ihr mit dem Hunde tun?‘ — ‚Es ist kein Hund, es ist eine Ziege!‘ sagte der Einsiedler gelassen, aber jener behauptete steif und fest, es sei ein Hund, bis der zweite Gauner hinzukam und auch grüßte und ebenfalls fragte, was der fromme Waldbruder mit dem Hunde tun wolle. ‚Ein heiliger Mann,‘ sagte er, ‚muß sich nicht mit einem so unreinen Tiere befassen; ich täte mich seiner sicherlich und ohne Säumen ab. Eines Hundes Gebell stört Gebet und Andacht, und nirgends steht geschrieben, daß die heiligen Apostel Hunde geführt oder sich gar mit solchem Getier getragen hätten.‘ Jetzt kam der dritte Schalk hinzu, als jene drei noch über

den vorgeblichen Hund stritten, und sprach: ‚Aha! Ihr habt hier einen Hundehandel! Was soll der Köter gelten? Ich suche just ein solches Vieh zu kaufen.‘ Jetzt glaubte der Einsiedler allen Ernstes, seine Geiß sei ein Hund, und der sie ihm verkauft, habe ihn betrogen, und da warf er im Zorne die Geiß hin und eilte von dannen, seiner Klause zu,



wo er sich wusch und säuberte. Die drei Gauner aber nahmen die Geiß, trugen sie heim, schlachteten und brieten sie und ließen sich den Braten gut schmecken, indem sie des Einsiedlers Einfalt noch lange belachten.

„Dieses sagte ich dir, mein König,“ fuhr der weise Rabe fort, „auf daß du erwägest, daß, wie klug und mächtig auch die Adler sind, wir mit List und Schlaueit uns ihrer dennoch entledigen können. — Und nun, mein allergnädigster König, sage ich dir erst mein eigentliches Geheimnis, denn die Ursache der Feindschaft zwischen den Adlern und den Raben ist vielen kundig und von unserer Väter Überlieferung her noch manchem Alten im Gedächtnis. Mein Rat, den ich dir jetzt gebe, muß aber auch zwischen dir und mir das tiefste Geheimnis bleiben: Erstens überschütte mich vor den anderen mit der Zornschaale deiner scheinbaren Ungnade; tue, als hätte ich dir falschen und bösslichen Rat gegeben, hake auf mich vor dem ganzen Hofhalte los, verwunde mich und laß mich auf der Erde liegen; dann erhebe dich mit deinem gesamten Volke, fliehet von dannen so weit, daß man keinen Raben mehr ringsum erblicke, und haltet euch an einem anderen Orte so lange still, bis ich wieder zu dir zurückkehre und dir gute Botschaft ansage.“

Diesen Rat befolgte der König der Raben. Und als die Kundschafter der Adler wahrgenommen hatten, daß das Volk der Raben samt seinem König von dannen geflogen war, so kamen sie in Scharen samt ihrem König nach dem Rabenwald und zerstörten der Raben Nester, und einer unter ihnen sah den verwundeten Raben unter einem Baume liegen und flog zu ihm nieder.

Der listige Rabe.



Der Adler, welcher zu dem am Boden scheinbar elend daliegenden Raben flog, fragte diesen alsbald: „Wer bist du? Wie kommst du hierher? Wohin sind deine Brüder gezogen?“ — Mit matter Stimme antwortete der Rabe: „Was quälst du mich mit Fragen? Siehst du nicht meinen elenden Zustand? Laß mich ruhig liegen und sterben! Ich vermag dir nichts zu sagen. Könnte ich aber ein Wort mit deinem König reden, so würde ihm daraus kein Schaden entspringen.“ Da rief der Adler den

Adlerkönig herbei, und als dieser den Raben erblickte, sprach er: „Diesen kenne ich wohl! Er ist des Rabenkönigs vertrauter Geheimrat und ein Abkömmling jenes elenden Schwäzers, der meinen Ahnherrn um die allgemeine Reichskrone des gesamten Geflügels brachte. Mich wundert äußerst, daß wir ihn in solcher Lage finden.“

Darauf fragte der Aarenkönig den alten Raben: „Was hat dich denn in solche Widerwärtigkeit gebracht?“ — „Ach, großmächtiger Herr und König!“ antwortete der

Rabe: „Böser Rat und närrisches Verständnis!“ — „Wie so?“ fragten die Adler — und jener antwortete: „Nachdem ihr den Raben also getan und viele getötet habt, berief unser König seinen geheimen Rat und fragte uns, seine Ratgeber, ob er wider euch streiten sollte? Da sprach ich: Mich bedünket mit nichten, gegen die edlen Nare zu streiten; denn sie sind mächtiger als wir und frischeren Herzens. Mein Rat ist, uns mit ihnen zu vertragen, Ruhe und Frieden zu halten, ihnen vielmehr, statt uns ihnen widerpenstig zu zeigen, einen jährlichen Tribut zu entrichten und in ihren Schutz uns zu begeben.“

„Da kam ich aber sehr übel an; denn alle anderen Räte rieten unserem König, gegen euch zu streiten und zu kämpfen auf Tod und Leben, es falle wohl oder übel aus. Ich blieb dagegen fest auf meiner Meinung und rief: Niemand wird leichter von seines Feindes Hand erlöst, als wer sich ihm unterwürfig macht. Sehet die Saat auf dem Felde und die Halme der Wiefengräser, wie sie sich beugen vor dem Winde. Dem hohen und harten Baum bricht der Wind die Krone ab, weil der Baum sich bedünken läßt, er dürfe nicht weichen und wanken, aber das schlanke schwache Rohr bleibt ungebrosen, weil es Demut gelernt hat. Demut schützt vor Wehmut!“

„Als ich so redete, schrien alle, die mich hörten: Du bist ein treulosser Ratgeber! Du hältst zur Schar unserer Feinde! Du förderst unseren Verlust, um dir drüben Gunst zu machen, du ehrloser Verräter, der du bist! Und sie fielen über mich her und schlugen mich, bissen mich, kratzten mich und traten mich mit Füßen, so daß ich halb tot hier liegen blieb, und mich nur wundert, daß ich noch atme.“

Auf diese Rede wandte sich der Adlerkönig an seinen ersten Geheimrat mit der Frage: „Was bedünket dich, daß wir mit diesem Raben beginnen sollen?“ — „Nichts, mein König,“ antwortete der erste Rat, „bedünket mich besser, als daß wir diesen Raben allsobald erwürgen; denn er ist ungleich klüger als wir, er ist einer der listigsten und verschlagensten unter dem ganzen Rabengeschlechte. Mit seiner Vertilgung bereiten wir dem Rabenkönig und den Raben den empfindlichsten Verlust und uns ungleich größere Sicherheit. Denn jene haben keinen zweiten, der ihnen so wohlüberdachten, klugen und schlaunen Rat zu ersinnen vermöchte, wie eben dieser. Die alten Weisen sagten: Wem Gott etwas Großes und Gutes in die Hand gibt und er verliert es, der findet es selten wieder, und wer einen Feind hat, den das Glück ihm in die Hand sendet, und er achtet das nicht und läßt den Feind wieder entgehen, der ist ein Tor, dem alle Weisheit der Welt nicht frommen mag.“

„Was meinst du?“ fragte auf diese Rede der Adlerkönig seinen zweiten Geheimrat. Dieser letztere war minder mordsüchtig und sagte: „Mein Rat ist, daß du den Raben nicht töten lässest. Es ziemet, dem Demütigen und Hilflosen Barmherzigkeit zu erzeigen. Ist dieser Rabe auch unser Feind, so ist er doch zugleich unser wehrloser Gefangener. Wir haben ihn nicht im Streite gegen uns ergriffen, sein Unglück hat ihn in unsere Hand und Macht gegeben. Mancher fand Hilfe von seinem Feind, die der Freund ihm versagte, und ward damit des Feindes Freund und des Freundes Feind.“

„Was sagst du dazu?“ fragte nun der Adler seinen dritten Geheimrat, und dieser erwiderte: „Auch ich, mein allergnädigster König und Herr, kann unter diesen Umständen nicht für die Tötung dieses unseres Gefangenen stimmen; vielmehr wäre mein Rat, guten Nutzen von ihm zu ziehen. Seine Freunde und sein König haben ihn mißhandelt und schmählich in seiner Not verlassen. Er kann uns — und wird es auch — alle Heimlichkeiten und Absichten unserer Feinde offenbaren, und es kann uns nur zugute kommen, wenn einer unserer Feinde gegen die Seinen steht. Seine Feinde zu entzweien suchen und dann über sie zu triumphieren, haben die alten Weisen stets für die beste Kunst zu kriegen und zu herrschen erklärt, wie es auch damals ging mit dem Dieb, dem Teufel und dem Einsiedler.“

— „Wie war denn das? Laß uns sogleich die Geschichte hören, Teuerster!“ entgegnete der Adlerkönig, und sein zweiter Geheimrat erzählte das nachfolgende Märchen.



Der Dieb und der Teufel.



Es war einmal ein Einsiedler, dem schenkte ein frommer Mann aus Barmherzigkeit und um Gottes willen eine Kuh. Ein Dieb erfuhr das und gedachte, diese Kuh sich anzueignen. Als er sich zur Nachtzeit auf den Weg machte nach der Klause des Einsiedlers, welcher, wie der Dieb ebenfalls wußte, einige Pilgrime bei sich beherbergte, stieß er auf einen Mann, welcher auf dem gleichen Wege auf und ab ging. Der Dieb vermutete, es möge ein anderer Dieb sein, der dieselbe Absicht habe, wie er, und fragte: „Wer bist du? Was hast du hier zu schaffen? Was führst du im Schilde?“ Darauf antwortete jener: „Wenn du es wissen mußt, will ich dir es sagen. Ich bin der Teufel und will dem Einsiedler in dieser Nacht das Genick brechen, denn ich hasse

ihn schon lange und habe nun endlich heute Macht über ihn gewonnen; denn er beherbergt in heutiger Nacht einen Missetäter. Darum warte ich nur hier, bis dieser mit seinem Gefährten sich schlafen gelegt habe. Was suchst aber du hier?' — 'Ich?' sagte der Dieb. 'Ich habe es nicht so schlimm im Sinne wie du. Solche schwarzen Pläne hege ich keineswegs. Ich will dem Einsiedler nur aus Mitleid eine Kuh wegführen; denn ihr Gebrüll stört die Andacht des frommen Mannes, auch weiß er nicht mit einer Kuh umzugehen, und sie könnte ihn mit ihren Hörnern schädigen.'

„Nun gingen der Dieb und der Teufel miteinander nach der Klause des Einsiedlers, welcher seine Kuh angebunden und sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Jetzt dachte der Dieb bei sich selbst: Du mußt eilen, daß du erst die Kuh gewinnst; denn wenn der Teufel an den Einsiedler kommt und ihn erwürgen will, so wird derselbe aufwachen und schreien, davon werden die Pilgrime ebenfalls aufwachen, ihm zu helfen gedenken, und dann finden und fangen sie zuletzt dich. Darum besser ist besser — erst die Kuh, dann den Hals. Sprach daher zu dem Teufel: Höre und warte einmal! Laß mich erst meine Kuh holen, hernach mache mit dem Einsiedler, was du willst!' 'Mit nichten!' sprach der Teufel. 'Erst erwürge ich ihn, dann nimm du dir, was dir gefällt!' — 'Nicht also!' widersprach der Dieb. 'Ich muß zuerst in die Klause.' — 'Wagst du, mir Troß zu bieten?' zischte der Teufel leise und rollte seine glühenden Augen wild im Kopfe. — 'Ich habe mich noch nie vor einem dummen Teufel gefürchtet!' antwortete der Dieb. Darauf krallte ihm der Teufel nach dem Halse, und da schrie der Dieb: 'Mordjo! Mordjo! Einsiedler! Holla! Der Teufel will uns an den Kragen! Hilfe! Hilfe!'

„Indem erwachte der Einsiedler aus dem Schlafe, und die Pilgrime wachten auch auf, und der Einsiedler eilte aus der Klause mit einem Kreuzifix. Vor diesem entwich spornstreichs der Teufel, und die Pilgrime hatten ihre harten und langen Stecken, vor diesen fürchtete sich der Dieb und lief, was er laufen konnte. So rettete der Einsiedler seinen Hals und seine Kuh, weil sich seine beiden Feinde entzweit hatten. Darum ist das ein weiser Mann, der seiner Feinde Zwietracht nützt und sie ausbeutet zu seinem Vorteil.“

Auf diese Rede des dritten Rates des Adlerkönigs hub der erste Rat wieder an zu sprechen: „Traue, o König, nicht des Redners glatten Worten. Folge meinem Rat und lasse diesen Raben töten; denn ich befürchte, wenn er am Leben und bei uns bleibt, so wird unser Ende ein schmähhches sein. Ein vernünftiger Mann läßt sich mit Worten nicht betrügen, wenn ihm Gott seinen Feind in die Hand gibt. Ein Unweiser aber wird mit schmeichelnden Worten getäuscht und betrogen. Glaube doch ja nicht den Worten des wunden Raben; denn in ihm ist keine Treue, er stammt aus einem falschen, diebischen Geschlechte. Bis jetzt haben die Raben uns noch nicht überlistet: was aber weiter geschehen wird, läßt sich nicht voraussehen. Ich aber bezweifle äußerst, daß er sich zu unserem Heil oder Vorteil habe hier finden lassen. Ich wiederhole meinen Rat: Tötet ihn! Ihr wißt, daß ich die Raben nie gefürchtet habe, aber dieser erweckt mir ein ahnungsvolles Bangen, daß er uns allen Unheil bringen werde.“ Der Adlerkönig erkannte die Wahrheit dieser Worte wohl an, aber er fühlte auch



königliche Großmut und wollte auch zeigen, daß er und nicht seine Räte herrsche. Darum sprach er: „Ich gebe dem Unglücklichen Gnade, er soll leben. Man pflege seiner wohl und heile seine Wunden!“ —

Mit Schmerz schwieg der treue Warner des Adlerkönigs. Der Rabe aber, der mit hoher Einsicht begabt war und der Rede so mächtig wie sein Ahnherr, aber besser wie dieser geübt in der Kunst, zu rechter Zeit zu reden und zu rechter Zeit zu schweigen, gewann bald Gunst und Gönnerschaft am Hofe des Königs. Gar manche schöne Mär wußte er zu erzählen und dabei fein zu scherzen und anmutig zu schmeicheln. Er wurde Erzieher der Prinzen und später ernannte ihn der König zum Kammerherrn. Dafür versicherte der Rabe dem König unausgesetzt seine Treue und seinen Haß gegen die Raben, und sprach es laut aus: „Wollte Gott, daß ich zu einem Aare werden könnte! Wie wollte ich mich dann an meinen Feinden rächen!“

Da sprach der alte, strenge, erste Rat des Adlerkönigs: „O, du Gleisner! Und wenn du dich tausendmal verwandeltest, so würde das doch immer wieder ein häßlicher, tückischer Rabe bleiben, wie es mit jener Maus erging, von der ein Märlein meldet.“ Auf diese Rede begehrt die Aare das Märlein zu hören, und der Adler erzählte.



Die verwandelte Maus.



Es war einmal in grauer Vorzeit ein frommer Mann, der diente seiner Gottheit betend und büßend in einer Wildnis, und ob seiner Frömmigkeit und fleckenlosen Tugend ging ihm jeder Wunsch in Erfüllung. Einst saß der Fromme am Strande eines Baches, versunken in andächtige Gedanken, da flog ein Sperber über ihn hin, der hatte ein Mäuslein gefangen, das er noch in den Krallen trug. Das Mäuslein aber zappelte und entfiel dem Sperber und fiel herab in des frommen Mannes Schoß. Da erbarmte sich der Fromme des Mäusleins, band es lind in ein Tüchlein und trug es nach seinem Hause, um es allda zu pflegen und aufzuziehen. Der Klausner gedachte aber, daß seine Diener daran einen Anstoß nehmen würden, daß er, der reine Mann, mit einem unreinen Tiere sich abgebe, und da bat er, es möchte das Mäuslein doch lieber in ein Maidlein verwandelt werden. Und siehe, seine Bitte wurde erhört, und alsbald das Mäuslein in eine schöne Maid verwandelt. Die führte nun der Fromme fröhlich in sein Haus und erzog sie und hatte an ihr sein väterliches Wohlgefallen. Und seine Diener glaubten, ihr Gebieter habe sie in der Wildnis gefunden, oder sie sei ihm von Unverwandten übergeben worden.

„Da nun das Maidlein, das als des Frommen Tochter galt, herangewachsen war, so gedachte er daran, es an einen guten Mann zu verheiraten, und fragte die Maid, ob sie Neigung habe, zu heiraten, und was für einen Mann sie sich wünsche. Die Maid aber trug hohen und herrischen Sinn und antwortete: „Ja — aber nur den höchsten Herrscher.“

„Der Pfliegerater erwiderte darauf: „Der höchste Herrscher, mein Kind, das ist der mächtige Sonnenkönig; er beherrscht die ganze Welt und erleuchtet und durchwärmt sie mit seinen Strahlen; ich will ihn bitten, sich mit dir zu verbinden; dann wird man dich Frau Sonne nennen.“

„Der Fromme läuterte sich durch Gebet und Abwaschung und trug dem Sonnenkönig sein Anliegen vor; dieser aber sprach: „Gern gehorchte ich dir, dem die Gottheit jeden Wunsch erfüllt, o frommer Büßer! Aber der Mächtigste bin ich nicht. Siehe, der Lenker der Wolken ist mächtiger denn ich; ein Hauch von ihm wird zur Wolke, die meinen Schein mir nimmt, daß es finster wird auf der Erde.“

„Da ging der Büßer bis an des Meeres Ufer, aus dem die Wolken sich erheben, und bat deren mächtigen Lenker, wie er den Sonnenkönig gebeten hatte. Da hob sich auf seinem Wolkenthron der Wolkenlenker, aus des Meeres Schoße aufsteigend, wie ein großer Rauch empor und sprach: „O, du Frommer! Wohl hat mir die Gottheit große Gewalt gegeben, aber einer ist doch, der mächtiger ist, als ich bin. Das ist der Vater der Winde. Wenn er sich erhebt und stark haucht, so fahren meine Gewölke auseinander und verschwinden in ein wesenloses Nichts, oder fliegen und fliehen vor ihm und seinem Grimme von einem Ende der Welt zum anderen, und ich bin nichts gegen ihn und vermag ihm nicht zu widerstehen.“



„Da machte sich der Büsser auf zum Vater der Winde, der in einer großen und weiten Berg-
höhle wohnte, in der er die Winde verschlossen hielt, und nur zu Zeiten einem oder dem andern zu wehen gestattete—und trug nun diesem seine Bitte vor. Aber auch der Vater der Winde erklärte, daß er sich nicht für den mächtigsten Herrscher erachten könne. ‚Siehe, du Frommer und Reiner,‘ sprach er, ‚diesen mächtigen Berg, wie er da steht in stolzer Ruhe! Mag ich mit allen den Meinen sausen und brausen, so stark wir immer können und wollen, er bleibt unerschüttert, weicht und wankt nicht vor meinem Grimme; darum ist er mächtiger als ich, und darum wende dich an ihn.‘ Darauf wandte sich der gläubige Büsser an den Berg und trug diesem seinen Wunsch vor, und der Berg sprach: ‚Du nennst mich den Mächtigsten, und es ist wohl wahr, ich bin groß und mächtig; die Sonne dient mir und läßt meinen Scheitel grünen, die Wolken müssen meine Wiesen und Wälder mit Tau und Regen tränken, der

Wind fächelt mich, wie ein Sklave seinen Gebieter, aber der Mächtigste ist doch nur der, der nichts erdulden muß. Ich will dir jemand zeigen, der mächtiger ist als ich; denn ich muß ihn dulden, ich mag nun wollen oder nicht wollen.‘ ‚Wer wäre das?‘ fragte ganz verwundert der Büsser. — ‚Es ist,‘ sprach der Berg, ‚ein winzig kleines graues Männchen; das wühlt in mir und gräbt und baut sich Wohnung und Gemächer und fragt mich nicht, ob ich’s ihm gestatte.‘ — ‚Was wäre das für ein winzig

kleines graues Männchen?' fragte der Fromme. — 'Es ist die Maus!' antwortete der Berg. — Hierauf wendete sich jener mit seinem Wunsch und Antrag an den Mausmann, und dieser antwortete: 'Ich bin der, von dem der Berg geredet hat. Kann ich aber, auch wenn ich wollte, ein Menschenmaidlein freien und in meine niedere Wohnung führen? Darüber erfinne du selbst dir weisen Rat!'

„Nun ging der Einsiedler wiederum zu seiner Tochter und sprach zu ihr: 'Ich habe dir lange den Mächtigsten zum Manne gesucht; willst du diesen, so muß ich von der Gottheit ersuchen, daß sie dich wieder zu einer Maus werden läßt, welche du vordem schon einmal gewesen bist, dann kann dein Wille in Erfüllung gehen.' Und da die Tochter auf ihrem Sinne beharrte, weil ihr ihr Pfleger erzählte, wie immer ein Mächtiger ihn an einen noch Mächtigeren gewiesen hätte, so wurde sie auf sein Flehen wieder in eine Maus verwandelt und dem Mausmännlein zur Gemahlin gegeben. Denn gleich und gleich gesellt sich gern; was zum Heller geschlagen ist, wird kein Taler, und aus einem verrätherischen Raben wird nimmermehr ein Phönix, wenn er sich auch, gleich diesem Wundervogel, verbrennte. Aber wohlan, lasse dich verbrennen, Verräther, und laß uns schauen, was aus deiner Asche emporsteigt!“

Der Adlerkönig und seine Umgebung hörten diese Rede nicht ohne ernste Erwägung an, und mehrere theilten die Meinung des treuen Ratgebers; der Rabe aber spottete fein über seinen heftigen Gegner und sagte: „Trage doch Holz, du Edler, zu meinem Scheiterhaufen! Schichte ihn empor aus Adlerfarn und fache die Funken mit deinen eigenen Fittichen zu heller Flamme an! Du trägst dann unsterblichen Ruhm davon, und man wird dich als Rabentöter noch lange in Heldenliedern verherrlichen.“ — „Du sollst nicht brennen,“ sprach der Adlerkönig, „weder daß du unser einer werdest, denn wir haben allein Macht genug, dich an deinen und unseren Feinden zu rächen, noch daß wir uns an dir rächen wollten. Haltet Frieden!“

Der Raben Arglist und Rache.

Sange lebte am Hofe des Adlerkönigs der alte Rabe; er wurde Mitglied des geheimen Rates und vernahm alle Beschlüsse der Adler gegen die Raben, und erlauschte alle Heimlichkeiten der ersteren. Der erste Rat des Adlerkönigs aber nahm seine Entlassung und schied von seinem Posten, indem er sagte: „Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Wer mit sehenden Augen blind sein will, der sei es! Ich habe gesprochen und gewarnt in aller Treue und habe meine Seele bewahrt. O, betörter König, leichtgläubiger König! Wie wirst du meiner Warnung gedenken, wann es zu spät ist!“ Und er schied und flog in ein fernes Gebirge, um auf einem stillen Landsitz weit vom Königshof und von dessen Unruhe seine Tage friedlich zu beschließen.

Der Rabenkönig harrete still und lange seines Getreuen, während seine Umgebung diesen längst tot glaubte; denn der König hütete fein Geheimnis sorglich vor

allen und ließ selbst seinen Vertrauesten nichts davon ahnen. Da kam eines Abends der Rabe geflogen, und alle erstaunten und verwunderten sich hoch und wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, daß ihn der König, der ihn vor aller Augen mit Ungnade überhäuft und ihn sogar tötlich mißhandelt hatte, so freundschaftlich, ja, selbst herzlich empfing. Der alte weise Rabe aber sprach zu seinem König: „Ich bringe gute Botschaft und verkünde Sieg und Freude! Der Himmel gibt unsere Feinde in unsere



Gand. Die Adler haben jetzt eine Felsenkluft entdeckt, die unersteigbar ist; in dieser schlafen sie gemeinsam, denn sie ist innen weit und geräumig, lustig und trocken, gedeckt gegen Regen und Sonnenbrand, der Eingang aber ist eng und ohne Wache, weil weder Tiere noch Menschen ihr nahelkommen können. Wir aber können ihnen nahen; darum auf, mein König, auf, all ihr mutigen und getreuen Raben! Ein jeglicher fasse ein Stück dürren Holzes, so groß er solches zu tragen vermag, mit Krallen und Schnabel, und ich will einen Feuerbrand tragen und voransfliegen.“

Rasch wurde dieser Rat nach des Königs Zustimmung vollzogen. Die ganze

Schar der Raben flog dem Führer nach, jeder warf sein Holz auf den Ausgang der Aarenhöhle, und der alte Rabe legte sein glimmendes Holz hinein; dann wehten sie mächtig mit den Flügeln, und bald brannte das Holz in lichter Lohe.

Tödlicher Schrecken ergriff die aus dem ersten Schlummer erwachenden Adler samt ihrem König. Sie rauschten wild durcheinander, stießen aneinander und kreischten verzweifelnd. Die kühnsten flogen durch die Flamme, aber nur, um draußen tot niederzufallen. Indessen mehrten sich innen Dampf und Hitze, daß einer nach dem anderen sterbend mit zuckendem Flügelschlag hinsank. Mit allen den Seinen kam auch der König um, der noch klagend ausrief: „Welch ein Tor ist der Mann, der den Fremdling beschirmt und den treuen Warner verachtet!“

So gewann das Reich der Aare und ihre Feindschaft gegen die Raben ein Ende, und wenn nicht jener weise Ratgeber mit den Seinen sich in jenes Gebirge zurückgezogen hätte, so gäbe es gar keine Adler mehr, deren Geschlecht jetzt selten geworden ist. Der Raben dagegen sind viele geworden, sie haben sich überallhin verbreitet, können auch, wenn's not tut, lange Reden halten, und hassen die Aare noch immer.

Die Wiesenjungfrau.

Eine Sage.

(Mit Buntbild.)

Auf einer grünen Wiese bei Auerbach, eine Meile von Lorsch, hütete ein Hirtenbube seines Vaters Kühe, stand müßig und dachte an gar nichts. Da fühlte er auf einmal auf seiner Wange einen sanften Streich von einer weichen Hand. Wie er sich erschrocken umdrehte, stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihm da, schloßschleierweiß, und tat den Mund auf, ihn anzureden. Aber der Bube tat vor Schreck einen Schrei, als wenn er am Spieße stäke, und rannte davon, nach Auerbach zu und hinein.

Nach einiger Zeit hütete der Bube abermals auf jener Wiese und stand träumend in der heißen Mittagstunde am Waldestrand. Da raschelte es am sonnigen Raine, als schlüpfe eine Eidechse ins Dorngebüsch. Der Knabe blickte hin, da sah er eine kleine Schlange, die trug in ihrem Mund eine blaue Blume und sprach: „Guter! Erlöse mich! Erlöse mich! Mit dieser Blume öffnest du droben im alten Schloß Auerbach die verfallenen Keller und die Fässer voll Gold, und alles ist dein! Nimm die Blume, nimm die Blume!“ Aber dem Buben wurde es ganz unheimlich und graulich, er hatte all sein Lebtag noch keine Schlange sprechen hören — und lief von dannen, als wenn der wilde Jäger hinter ihm drein wäre. —

Als der Spätherbst kam, hütete derselbe Bube zufällig wieder an derselben Stelle, und da empfing er wieder einen sanften Backenstreich und sah im Umdrehen wieder die weiße Jungfrau, welche ihn flehend ansprach: „Erlöse mich! Erlöse mich! Ich will dich reich und glücklich machen. Du allein kannst es, nur du allein. Ich bin verwünscht, so lange zu harren und zu wandeln, und kann nicht eher zur Seligkeit ein-



T 2 F

$$2 \times 8 = 16 \quad 2 \times 2 =$$

$$2 \times 7 = 14 \quad \text{P. P}$$

L N 9
 $2 \times 8 = 16$

A 8 0

$$2 \times 20 = 40$$

2 2/3

13

gehen, bis aus einem Kirschkern, den ein Vöglein auf diese Wiese fallen läßt, ein Kirschbaum groß und stark emporgewachsen ist, und der Baum abgehauen und aus ihm eine Wiege gemacht wird. Nur das erste Kind, das in solcher Wiege geschaukelt wird, kann mich dadurch erlösen, daß es mit der blauen Blume, die ich hier halte, hinauf zur Burg geht und dort die unterirdischen Schätze hebt. Du aber bist das Kind, das in solcher Wiege gewiegt worden.“

Als der Bube diese Rede hörte, zitterte er und es lief ihm eiskalt über den Nacken, denn er hatte kein Herz, und wenn der Mensch kein Herz hat, ist er ein Tropf. Und er bekreuzte und segnete sich und schüttelte mit dem Kopfe.

„Wehe mir! Wehe!“ rief da die Jungfrau. „So muß ich wieder hundert Jahre harren und wandeln, wehe dir, daß du kein Herz hast, so sollst du auch keins finden!“ — Darauf tat sie einen lauten Schmerzensschrei und verschwand.

Der Bube aber ging von diesem Tag an still und bleich umher. An nichts in der Welt hatte er eine Freude mehr, und immer mußte er an die Jungfrau und ihr trauriges Gesicht denken. — Langsam siechte er dahin.



Die
beiden
kugelrunden Müller.

Es war einmal ein Müller, der war schon an und für sich sehr stark und dick, wollte aber auch fest sein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum steckte er sich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ sich zuvörderst ein Wams machen, das fütterte er mit Kalk und Sand, und ließ, um das zu ver-



binden, geschmolzenes Pech hineinfließen; hinten machte er ein Futter von Korbgeflecht und vorn beblechte er es mit einem alten Reibeisen und eisernen Hafendeckeln, da wurde das Wams schwerer als der schwerste Brust- und Rückenpanzer, den jemals ein streithafter Ritter trug. Darüber zog dieser Müller nun drei Hemden, und unter das Wams legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden aber auch einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röcke, wie sie die Wollenweber im Schwabenland noch heute fertigen. Wenn nun der Müller sich mit diesem stattlichen Kleiderbollwerk angetan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten, übereinandergesetzten Lederhosen verwahrte, so war er ein so stattliches, kugelrundes Kerlchen, daß

er ebenso breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel sein muß, und konnte sich auch kaum rühren und regen, und mußte denn seine Freundschaft mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und sich auch sehen lassen wollte vor den Leuten, so fuhr er einher auf einem Karren in seiner Rüstung und so gewappnet, wie jedmänniglich noch nie gesehen hatte. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbrust, an seiner Seite hing ein Schwert eine Mannslänge lang, ein Zweihander; und neben ihm lag noch ein Bogen nebst einem Pfeilköcher. Den Wagen zogen vier starke Ochsen, und hinterdrein gingen alle Bauern seines Ortes mit ihren Weibern und Kindern, die steckten sich, wenn sich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feste und Schirmhut.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit seinem Karren und seinen vier Ochsen an einen gewissen Berg kam, über welchen der Weg führte, so harreten seiner dort ein Paar Neffen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen in die Höhe hinaufschieben, während vorn noch sechs Ochsen als Vorspann zogen, und so brachten sie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Bergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der anderen Seite des Berges wieder abwärts, so mußte eingehemmt werden so viel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn seine Sippchaft ihn nun endlich am Ziele hatte, so wurde er mit Leitern und Gebeebäumen vom Wagen herabgeschrotet, wie ein großes Weinsfaß, und dann scharten sie sich um ihn her, zumeist hinter ihm, wie die Philister hinter ihrem Goliath.

Dabei war der runde Mehlsack von großer Stärke und Unererschrockenheit, und es ging von ihm die Rede, daß er einst in einem Schimpfspiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andere eine Birne an der Spitze seiner Klinge geführt, und sich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hineingeschlagen, wie ein Hagelschauer in das Getreide, so daß er vielen Bauern viel Leids gebracht.

Aber, siehe, da war ein Gegner aufgetreten, stark und kräftig, der führte einen Hauptstreich nach dem Müller, daß seine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten alle, die das sahen, der Kopf wäre mit vom Kumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpfer hatte aber, wie sein Gegner ausholte, seinen Kopf aus der Haube schnell heraus unter die hohe Halsberge gezogen, und jetzt tat er einen Streich nach dem Gegner, der ihm so tief in den Hals schnitt, wie die Sense des Mähers in das Gras. Da fürchteten sich alle vor dem gewaltigen Manne.

Nun aber war ein anderer Müller in der Nachbarschaft, der war ebenso stark und groß, und ebenso kugelrund, und trug auch so ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wams, und keiner mochte den anderen leiden, weil keiner dem anderen nachstand. Und haßten und bekriegten einander schon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihstag, wo sie hinkamen, gerieten sie aneinander, und fochten gegeneinander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem anderen was anhaben, und waren zwei gar gefürchtete Kampfhelden.

Der eine Müller hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, welche beide einander so sehr liebten, als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwiespalt noch größer, bis endlich gute und einsichtsvolle Freunde sich ins Mittel schlugen und

beiden Müllern rieten, doch von jetzt lieber zusammenzuhalten, gute Freunde zu werden und ihre Kinder miteinander zu verheiraten.

Wie das Gerücht von dem Bündnis der beiden Müller ins Land erscholl, und daß sie sogar ihre Kinder miteinander verheiraten wollten, da erhob sich große Unruhe und Besorgnis, denn jedmänniglich konnte sich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden sein würden wie zwei Mühlsteine, zwischen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe träte, der hätte es gleich mit beiden zu tun, und konnte kein Fürst beide Wämser überwinden, denn die beiden jetzt befreundeten Kugelrunden Müller glichen runden Burgen, waren nicht auszuhungern durch eine Belagerung, weil sie auch in ihren gar geräumigen Wämsern manche Meze von naschhaften Dingen gefaßt hatten, von der sie zehren konnten lange Zeit.

Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden also mannhaft waren, daß selbst der Kaiser große Mühe gehabt haben würde, sie zu überwältigen, so mußte man nur froh sein, daß sie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches lehrten, und beehrten gar keinen Sold und Lohn, sondern nur die Ehre, fechten und streiten zu dürfen. Und war das nur ihre einzige Klage, daß so mancher Tag verging, an dem sie keines Gegners ansichtig wurden, weil ihr Ruf so weit und breit genannt war, daß sich alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfere Taten vollführten die beiden Kugelrunden Müller, seit sie miteinander verbunden waren, und wenn man diese Taten und die Abenteuer, welche durch sie bestanden wurden, niedergeschrieben hätte, so wäre das ein Buch geworden, zweimal so stark wie die große Weltchronik, und man hätte es sein Lebtag nicht auslesen können. Auch taten sie mehr Wundertaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geschichten sagen. Endlich schlugen sie ihre Wohnung in einer Wüste hinten an der Welt Ende auf, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Die Spinnerin im Mond.

Eine Sage.

In einem Dorfe bei Salzwedel lebte ein altes, armes Weiblein mit ihrer einzigen Tochter. Diese, mit Namen Marie, war gar ein geschicktes Kind und half der Mutter, soviel sie nur konnte, über die Armut hinweg. Marie konnte täglich beinahe zwei Zahlen Garn spinnen, und ihr Faden war über die Maßen gleich und fein. Aber so fleißig Marie war, so lebensfroh war sie auch, und in der Spinnstube stetig die lustigste, zumal wenn die Rädlein beiseite gesetzt wurden und der Tanz anging, der

regelmäßig spät genug aufhörte. Der Mutter war es freilich gar nicht lieb, daß das Töchterlein zum öfteren bis nach Mitternacht tanzend herumsprang, und ihre Ermahnungen sich so gar wenig zu Herzen nahm, jedoch, da sie den Tag über unermüdlich spann und schaffte, so ließ sie es geduldig zu.

Nun war wieder ein Winter fast zu Ende, in dem Marie wie immer außerordentlich fleißig gewesen war, und es kam der Abend von Mariä Lichtmeß heran. Da sollte noch einmal Spinnenkoppel — so nennt man dort die Spinnstube — sein, den Winter zu beschließen, denn „Lichtmeß muß man die Wurst bei Tag ess“ lautet das Sprichwort. Als Marie an diesem Abend ihr Spinnrädchen nahm, um fortzugehen, sprach die Mutter:

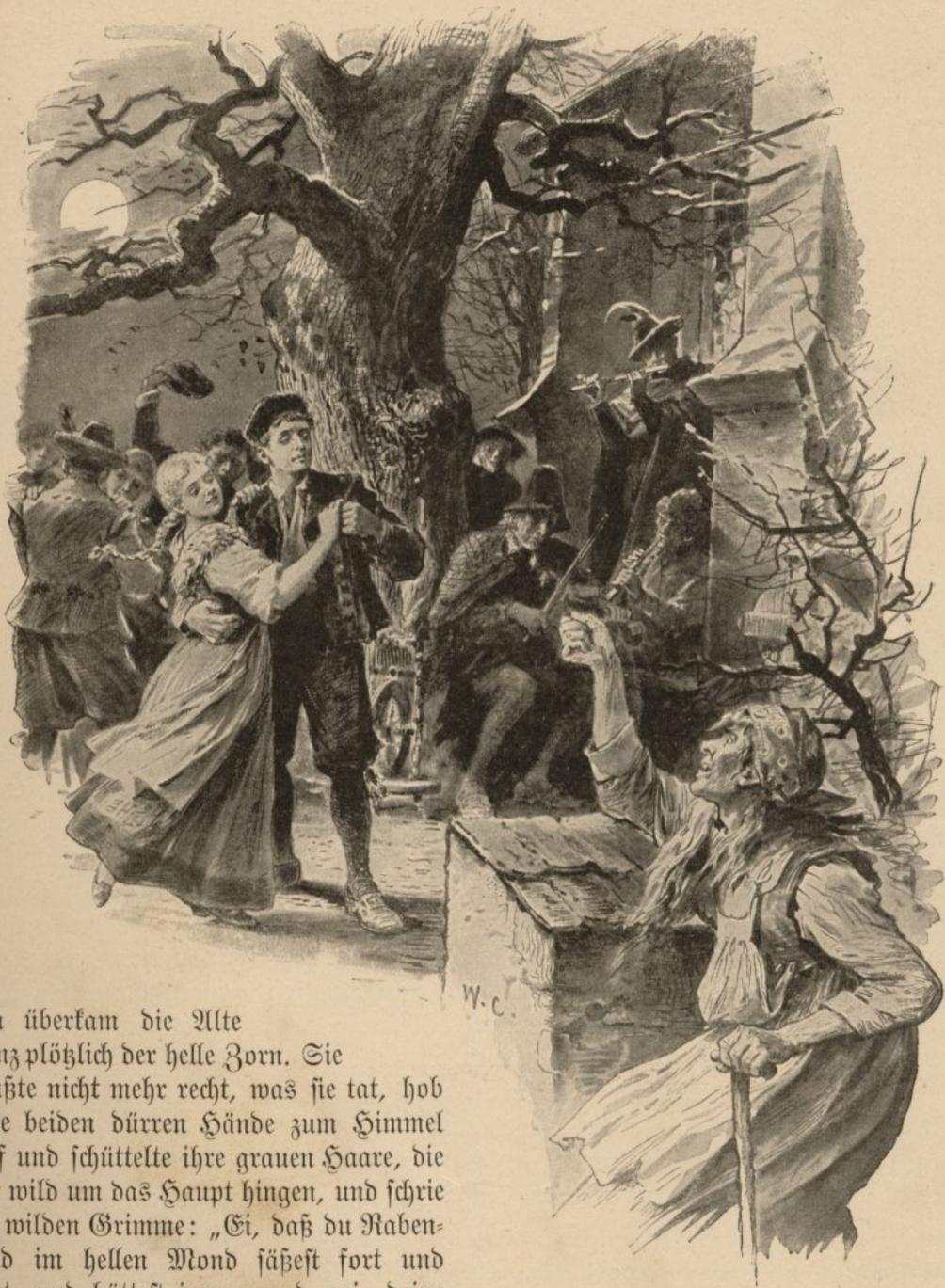
„Liebes Kind, heute ist ein Marienitag, heute darf kein Kind ungehorsam gegen die Eltern sein, sonst straft es der Himmel allsogleich. Darum versprich mir, daß du heute nicht wieder bis nach Mitternacht ausbleibst, sondern vor Mitternacht heimkommst, und daß du heute nicht zum Tanze gehst. Sei also gehorsam, Marie, ich verlasse mich darauf.“

Marie versprach mit nassen Augen, was ihre Mutter verlangte, nahm ihr Spinnrad und ging von dannen.

Es wurde sehr fleißig gesponnen, aber bald kamen die jungen Burschen, die im Wirtshaus ein paar Prager Musikanten gefunden und als etwas ganz Neues mitgebracht hatten, und nun ging das Tanzen los. Marie wollte fort und der alten Mutter das gegebene Wort halten, allein die Burschen und die Mädchen ließen sie nicht fort. Anfangs wehrte sie sich nach Kräften dagegen, doch gar zu bald wurde ihr Widerstand überwunden, die alte Tanzlust siegte und sie mußte mit an den Reigen: die Spielleute piffen und fiedelten eben auch gar zu schön. Und als Marie einmal im Tanzen war, da ging sie nimmer davon, da konnte die Mutter lange warten, denn das Tanzen war Mariens Wonne und ihr Glück.

So ging die Mitternachtstunde vorüber, ehe Marie es nur dachte, und als der lustige Kreis das Haus verließ, wurden die Mädchen mit Musik nach Hause gebracht und bekamen schöne Ständchen; das hallte gar lieblich durch die helle Mondnacht und die tiefe Stille. Da kamen sie auch am Kirchhof vorbei, dessen Tor offen war und auf dem eine alte Linde stand. Unter dem Baume war ein freier ebener Raum, und die jungen Burschen hatten sofort den tollen Einfall, auf diesem so geschickten Platz ein Schluß tänzchen zu machen. Kaum gesagt, gingen auch schon die Tänzer und die Spielleute hinein, und der Tanz begann von neuem. Erst schauerten und scheuten sich die Mädchen ein wenig, dann folgten sie aber doch, halb gezwungen, und endlich ließ sich auch Marie dazu herbei, mitzutanzten.

Die alte Mutter daheim aber wartete und weinte über ihr Kind und da sie von weitem den Freudenschall hörte, dachte sie gleich, dabei werde die Marie nicht fehlen, und machte sich auf und kroch aus dem Häuschen, ihr Kind zu holen. Da sah sie nun zu ihrem Schreck und Zorn ihre Marie unter den Kirchhoffspringern und rief ihr mit strengem Gebote zu, sogleich nach Hause zu folgen. Aber die Maid rief: „Ei, Mutter, der Mond scheint ja noch so hell und schön! Geh nur hin, ich komme bald!“



Da überkam die Alte ganz plötzlich der helle Zorn. Sie wußte nicht mehr recht, was sie tat, hob ihre beiden dürren Hände zum Himmel auf und schüttelte ihre grauen Haare, die ihr wild um das Haupt hingen, und schrie im wilden Grimme: „Ei, daß du Rabenkind im hellen Mond sähest fort und fort, und hättest immer und ewig deine Spinnenkoppel droben!“ Und wie die Alte diesen Fluch gesprochen, schlug sie hin und war tot. Marie aber behielt nicht Zeit zu Jammern und Klagen, samt ihrem Mädchen ward sie schnell entrückt hinauf in den Mond; da sitzt sie, da sinnt sie, da spinnst sie fort und fort. Wenn der Mond recht hell scheint, kann man sie

gar deutlich sehen. Und all ihr wunderzartes, überfeines Gespinnst, das streut sie vom Mond herab. Zum Frühlingsbeginn, wenn die Spinnentoppeln enden, und im Herbst, wenn sie beginnen und die Abende sich verlängern, da führt es der Wind an hellen Tagen dahin und dorthin, und es schwimmt weiß durch die Luft und zieht regenbogenfarbig glänzend von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume, und die Leute nennen es Mariensfäden, Marienseide, fliegenden Sommer. Nur die nichts davon wissen, daß die Tanzmarie, die wegen ihres Ungehorsams im Mond sitzt, die feinen Fädchen spinnt, nennen das Gespinnst Alter-Weiber-Sommer.

Das Unentbehrlichste.

Vor Zeiten hat einmal ein König gelebt, der besaß drei gute und schöne Töchter, die er sehr liebte, und von denen er auch herzlich wieder geliebt wurde. Prinzen hatte er nicht, aber es war in seinem Reiche Gesetz, daß die Thronfolge auch auf Frauen und Töchter überging. Nun war des Königs Gemahlin nicht mehr am Leben, und so stand ihm frei, eine seiner drei Prinzessinnen zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne zu bestimmen, und es brauchte nach altem Herkommen auch nicht gerade die älteste zu sein.

Nun aber liebte der König seine Töchter alle drei gleich, und so fiel ihm die Entscheidung schwer. Er beschloß endlich, alle drei einer gewissen Prüfung zu unterwerfen und dann diejenige als zukünftige Königin zu wählen, welche den meisten Scharfsinn offenbare. Indem er diesen Entschluß seinen drei Töchtern mittheilte und sein nahe bevorstehendes Namensfest als den Entscheidungstag bestimmte, schloß er mit den Worten: „Nur diejenige soll würdig sein, meine Nachfolgerin zu werden, welche mir das Unentbehrlichste bringen wird.“

Jede der Prinzessinnen sann nun darüber nach, was wohl das Unentbehrlichste sei? Und als der Namenstag da war, nahete zuerst die älteste, brachte ein feines, purpurnes Gewand getragen und sprach: „Gott der Herr läßt den Menschen unbekleidet in die Welt treten; aber er hat ihm das Paradies verschlossen, in dem allein er unbekleidet weilen konnte, darum ist ihm Gewand und Kleidung unentbehrlich.“

Die zweite Tochter brachte einen goldenen, gefüllten Becher und dazu ein frisches Brot, das sie selbst gebacken hatte, und sprach: „Das Unentbehrlichste ist dem staubgeborenen Menschen Trank und Speise, denn ohne diese vermag er nicht zu leben. Darum schuf Gott Früchte des Feldes, Obst und Beeren und Weintrauben und lehrte die Menschen Brot und Wein zubereiten, die heiligen Sinnbilder seiner Liebe.“



Die jüngste Tochter brachte auf einem holzernen Tellerchen ein Häufchen Salz dar und sprach: „Als das Unentbehrlichste, mein Vater, erachte ich das Salz und das Holz. Darum haben schon alte Völker den Bäumen göttliche Ehre erwiesen und das Salz heilig gehalten.“

Der König war über diese Gaben sehr erstaunt und nachdenklich, und dann sprach er: „Am unentbehrlichsten ist dem König der Purpur. Hat er den, so hat er alles übrige; geht er seiner verlustig, so ist er König gewesen und ist gemein, gleich anderen Menschenkindern. Darum, daß du das erkannt hast, meine älteste geliebte Tochter, soll dich nach mir der königliche Purpur schmücken; komm an mein Herz, empfangе meinen Dank und meinen Segen!“

Als der König nun seine älteste Tochter geküßt und gesegnet hatte, sprach er zu der zweitältesten: „Essen und Trinken ist nicht allerwege notwendig, mein gutes Kind, und es zieht uns allzusehr in das Gemeine herab. Gefällst du dir darin, so kann ich es nicht hindern, wie ich dir auch nicht danken kann für deine übelgewählte Gabe, doch für den guten Willen sollst du gesegnet sein!“ Und der König segnete seine Tochter, aber er küßte sie nicht.

Dann wandte er sich der dritten Prinzessin zu, die bleich und zitternd stand und nach dem, was sie gesehen und gehört hatte, ahnte, was kommen werde. „Du hast wohl Salz auf deinem hölzernen Teller, meine Tochter,“ sprach der König, „aber im Kopfe hast du keins, lebst aber doch, und folglich ist das Salz nicht unentbehrlich. Salz braucht man nicht. Du zeigst mir Bauernsinn mit deinem Salze an, nicht Königssinn, und am steifen hölzernen Wesen habe ich kein Wohlgefallen. Darum kann ich dir nicht danken und dich nicht segnen. Geh von mir, soweit dich deine Füße tragen; geh zu den dummen und rohen Völkern, welche anstatt des lebendigen Gottes alte Holzflöße und Baumstöcke anbeten und das verächtliche Salz für heilig halten.“

Da wandte sich die jüngste Königstochter weinend ab von dem harten Vater und ging hinweg vom Hof und aus der Königsstadt, weit, weit hinweg, soweit sie ihre Füße trugen. — Sie kam an ein Gasthaus und bot sich der Wirtin an, ihr zu dienen, und die Wirtin ward gerührt von ihrer Demut, Unschuld, Jugend und Schönheit und nahm sie als eine Magd in das Haus. Und als die Königstochter sich sehr anstellig erwies in allen häuslichen Geschäften, so sagte die Wirtin: „Es ist schade um das Mädchen, wenn es nichts Ordentliches lernt; ich will ihr das Kochen lehren.“ Da lernte die Königstochter das Kochen und begriff es sehr leicht und kochte bald manches Gericht noch besser und noch schmackhafter, als ihre Lehrmeisterin selbst. Darob bekam das Wirtshaus vielen Zuspruch, bloß weil darin so vortrefflich gekocht wurde, und der Ruf der guten Köchin, die noch dazu so jung, liebenswürdig und schön sei, ging sehr bald durch das ganze Land, und wo man nur ein reiches Brunnmahl herzurichten hatte, wurde die berühmte Köchin zu Rat gezogen.

Nun trug sich's zu, daß die älteste Prinzessin sich vermählte und eine königliche Hochzeit ausgerichtet werden sollte. Da beschloß man, die weitberühmte Köchin an den Hof zu berufen, daß sie mit ihrer Kunst die kostbarsten Gerichte zubereite und damit dem Feste die Krone aufsetze.

Das Hochzeitsmahl war köstlich bereitet, auch fehlte dabei nicht das Lieblingsgericht des Königs, welches der Erbtruchseß ganz besonders bestellt hatte. Als daher die Mahlzeit gehalten ward, wurde jede Speise, die auf den Tisch kam, hoch belobt. Endlich kam auch die Leibspeise des Königs und ward ihm zuerst dargeboten. Aber als er sie kostete, fand er sie völlig unschmackhaft, seine heiteren Mienen verfinsterten sich, und er sprach zu dem hinter seinem goldenen Armstuhl stehenden ersten Kämmerling: „Dieses Gericht ist ganz verdorben! Das ist abscheulich; lasse die Schüssel nicht weitergeben und rufe mir die Köchin herein!“

Die Köchin trat in den prachtvollen Saal, und der König redete sie unwillig an: „Du hast mir mein Lieblingsgericht verdorben! Meine Freude ist nun gründlich

gestört, weil du meine Leibspeise nicht einmal gesalzen hast!“ Da fiel die Köchin dem König zu Füßen und sprach demütig: „Gnade, Majestät! Verzeihet mir! Wie hätt' ich wagen dürfen, Euch Salz unter die Speise zu mischen? Hab' ich doch vordem aus eines hohen Königs höchst eigenem Munde die Worte vernommen: Salz braucht man nicht, Salz ist nicht unentbehrlich; Salz zeigt nur Bauernsinn an, nicht Königsinn!“



In diesen Worten erkannte der König beschämt seine eigenen und in der Köchin seine verstoßene Tochter. Er hob sie vom Boden auf, darauf sie kniete, und zog sie an sein Herz. Allen Hochzeitsgästen aber erzählte er die Mär und ließ die jüngste Tochter wieder an seiner Seite sitzen. Und die Hochzeit wurde nun erst recht fröhlich begangen, und der König war wieder ganz glücklich in aller seiner Töchter Liebe. — Ja, das Salz ist doch nicht so unentbehrlich, sondern eine gar nützliche, ja heilige Gottesgabe!



Undank ist der Welt Lohn.

Es war einmal ein armer, braver und fleißiger Bäckergefelle, der kam mit seinem Herrn in Streit, weil er immer die Semmeln und Fastenbrezeln dem Meister zu groß machte. Endlich sprach der undankbare Meister: „Ich bin der Herr, und vor der Thür ist dein.“ — Da seufzte der Bursche: „Jawohl, Meister!“ schnürte sein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergefelle eine Weile gegangen war, sah er einen Wanderer schwerfällig und gebeugt sich entgegenkommen, grüßte ihn und fragte ihn, was er sei, und wohin er zu wandern gedente. Der Wanderer sprach:

„Ach Freund! Ich bin ein armer alter Gesel. Lange Zeit habe ich meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die schweren Säcke geschleppt, Korn in die Mühle und Mehl aus der Mühle getragen. Dabei habe ich hin und her viele Schläge bekommen und bin darüber alt und kraftlos geworden; darum hat mich der Müller fortgejagt, denn: Undank ist der Welt Lohn.“ — „Ging mir's doch kaum besser als dir, armer Langohr!“ sagte der Bäckergefelle. „Komm, laß uns zusammen wandern, Müllerlöwe. Bäcker und Müller gehören zusammen, und zu zweien trägt sich bekanntlich ein Leid viel leichter.“

Die beiden Reisegefährten waren noch nicht weit gekommen, als sie auf einen Hund stießen, der ganz erbärmlich winselte, denn ihn fror und hungerte zugleich. Er lag am Wege, konnte kaum fort und blickte aus matten, doch treuherzigen Augen die beiden Wanderer an.

„Dir scheint es auch nicht am besten zu gehen, alter Sultan, oder wie du sonst heißen magst. Siehst aus, als wäre dir schon dein letztes Brot gebacken!“ sprach der Bäcker zum Hunde. — „Ach, wenn du doch wahr sprächest!“ seufzte der Hund; „wenn doch nur ein Stückchen Brot für mich gebacken wäre, möcht' es immerhin mein letztes sein, daß ich nur nicht Hungers sterben müßte. — Lange Jahre bewachte ich meines Herrn Haus und Hof, rettete ihm sogar einmal mit Gefahr meines eigenen Lebens das feine von der Hand eines Raubmörders. Aber nun, da meine Stimme schwach und heiser geworden ist von vielem Bellen, und meine Zähne stumpf sind, hat er mich mit Prügeln fortgejagt, denn: Undank ist der Welt Lohn!“ — „Du armer Schlucker!“ bedauerte der Bäckergefelle den Hund, indem er ihm ein Stück Brot reichte. „Komm mit uns, denn gleich und gleich gesellt sich gern.“ Das Brot gab dem Hunde neue Kraft, und er schloß sich den beiden Wanderern an.

Wie nun alle drei weitergingen, sahen sie auf einem Seitenweg ein seltsames Pärchen daherkommen und blieben vor Verwunderung stehen. Es war eine alte hinkende Kaze und ein alter Gockelhahn, der fast nur noch eine Feder im Schweife hatte. Beide waren sehr ermattet und vermochten sich nur langsam zu bewegen.

Als die drei Wanderer mit den zweien, mit denen sie jetzt zusammentrafen, sich höflich gegrüßt hatten, erzählte auch die Kaze, welche aussah, als wenn sie an der

Dürresucht leide, die Geschichte ihres Unglücks. Nach einem kläglichen Miau begann sie: „Mit allem Fleiß und größtem Eifer habe ich mich im Hause meiner Frau dem Mäusefang gewidmet. Aber nun, da die Mäuse alle sind und ich alt geworden bin, meint meine Frau, eine Katze lebe stets nur von Mäusen, und hat mir auch keinen armseligen Brocken zu essen gegeben. Wie ich nun



in meiner Verzweiflung aus Hunger und schrecklichem Durst den Versuch machte, etwas Weniges aus einem Milchtopf zu naschen, ertappt mich die Frau, und ich stoße in meinem Schrecken und ganz ohne Vorsatz an

den Milchtopf und werfe den Topf um. Gleich fährt doch die Frau in wildem Zorn auf mich arme, unschuldige Kaze los und schlägt unbarmherzig nach mir mit der eisernen Feuerzange. Nur dadurch konnte ich mein Leben retten, daß ich durch eine Fensterscheibe brach, wobei ich mir meine Glieder an dem Glase jämmerlich zerschunden habe. Ach!" schloß die Kaze mit einem tiefen Seufzer, „Undank ist der Welt Lohn!“

Nach dieser traurigen Erzählung berichtete auch der Hahn, wie er allezeit munter und wachsam, auch tapfer, furchtlos und treu auf seinem Hofe gewesen sei. Weil aber das Hühnervolk aus Faulheit und Troß, und ganz ohne sein, des Gockels, Verschulden, nicht mehr recht Eier legen wollte, und das faule Gefinde, wenn es sich verschlafen gehabt, die Schuld auf ihn geschoben und gesagt habe, er wecke sie nicht durch sein Krähen, so sei ein junger Hahn angeschafft worden. Dann habe die Köchin gesagt: den alten Gockel kann man nun schlachten; sein zähes Fleisch wird zwar nicht zwischen die Zähne taugen, aber eine gute Hühnersuppe gibt es doch noch. „Da beschloß ich,“ sagte der Hahn weiter, „auszuwandern, und stieß unfern des Dorfes, wo ich wohnte, auf meine Gefährtin, die Kaze. Wir klagten uns unser gemeinsames Leid und seufzten oft dabei: Undank ist der Welt Lohn!“

Den guten Bäckergefallen rührte das traurige Schicksal dieser Tiere, und er beschloß, ihre Gesellschaft beizubehalten und zu sehen, ob nicht die Tiere dankbarere seien, als die Menschen.

Da nun die kleineren Tiere sehr schlecht auf den Beinen waren, so wollte ihnen der Bäcker gern helfen. Er redete daher dem Esel liebevoll zu, er möge doch den Hund auf sich reiten lassen, und der Esel sagte: „Pah — meinetwegen. Der Hund ist noch lange nicht so schwer, als drei Säcke Korn, nicht einmal so schwer wie einer.“ So kletterte der Hund auf des Esels Rücken, setzte sich fest und lachte seit langer Zeit zum erstenmal wieder.

„Nun aber wirst du die Kaze tragen,“ sagte der Bäckergehilfe zum Hunde. Dies war dem Hunde nicht ganz lieb, weil er von Natur kein Kazenfreund war; er schabte sich mit seiner rechten Vorderpfote hinter dem linken Ohre, antwortete aber doch: „Wenn sie die Krallen hübsch einzieht, so mag sie aufsitzen.“

Nun wollte der Hahn noch auf die Kaze fliegen. Die wollte es zuerst auch nicht zulassen, willigte aber endlich auf des Bäckers Zureden darein. So kam es denn, daß nach dem Sprichwort: „Eintracht macht stark“, der Esel den Hund, der Hund die Kaze, die Kaze den Hahn trug, und es war lustig anzusehen, wie sich die Biere nun so einträchtig betrugten.

Mittlerweile kam die Nacht heran; Hunger und Durst hatten sich indessen schon früher bei den vier Wandergesährten eingestellt, aber weit und breit zeigte sich kein wirkliches Dach zur Einkehr und Labung, denn der Weg führte durch einen öden Wald. Endlich spitzte die Kaze die Ohren und rief: „Ich höre von fern einen Lärm, der fast wie der Jubel eines Gelages klingt.“ Da schnupperte der Hund mit seiner Nase in die Luft und sprach: „Ich rieche schon den Braten!“ und der Esel stimmte bei: „Ich schmecke schon im voraus eine gute Abendmahlzeit und die Süßigkeit der Nachtruhe!“

Darauf flog der Hahn vom Rücken der Kaze hinweg auf einen Baum, freute



ſich, wieder einmal trhen zu drfen und krhte frhlich: „Rife-rifi! Ich ſehe ein Haus, darin alle Fenster licht-hell ſind, und darin ſicherlich ein Schmaus gehalten wird! Rife-rifi!“ — „Wohlan!“ rief der Bckergeſelle, „dorthin wollen wir uns wenden!“ Raſch

nahm der Hahn ſeine hohe Stellung auf dem Rcken des Rakenbuckels wieder ein, und der Eſel trabte ſacht mit ſeiner Tierpyramide nach dem Hauſe, das der Hahn geſehen hatte. Das war aber ein einfam gelegenes, unheimliches Waldwirthshaus. Wenn aber jemand ernſtlich Hunger hat, ſo fragt er wenig nach der Unheimlichkeit eines Ortes. Es wurde nun in dieſem Wirthshaus wirklich ein Feſt gefeiert: die Fuſche nmlich hielten allda eine Hochzeit, und auf dieſer ging es hoch her; es fehlte nicht an allerhand Braten und ſonſtigen guten Sachen, auch nicht an allgemeiner Heiterkeit. Welch ein Schreck entſtand aber, als unſere Wandergellichaft plzlich mitten unter die Hochzeitsgfte trat! Durch Fenster und Tr gab alles ſchleunigſt Ferſengeld.

Die fünf ungebetenen Gäste setzten sich, ohne erst viel zu fragen, an die verlassene Tafel und ließen sich's sattfam schmecken. Darauf suchte jeder Gast die ihm passende Schlafstätte: der Bäckergefelle legte sich in das Bett des Wirtes, die Katze wählte die Ofenbank, der Hund die Türschwelle vor der Kammer, in welcher sein Schutzherr schlief, der Hahn klonn die Stiege des Hühnerhauses hinan, und der Esel trabte bedächtig dem offenen Stalle zu, alle aber befanden sich ungeheuer wohl dabei.

Nun aber kam der Wirt geschlichen, der wollte doch sehen, wie es um sein Hauswesen stehe, und ob es der böse Feind vielleicht wieder verlassen habe. Sowie er aber in seinen Hof trat, krächte der Hahn. Davon erwachte der Hund, und biß den Wirt, als er in die Flur des Hauses trat, tüchtig in das Bein. Der Wirt flüchtete in die Stube, da fuhr die Katze fauchend auf ihn ein und kratzte ihn. Eiligst entfloh der Wirt und suchte im Stalle Schutz, da stand aber der Esel und feuerte hinten hinaus, daß dem Wirt gar wehe ward und er heulend von dannen rannte.

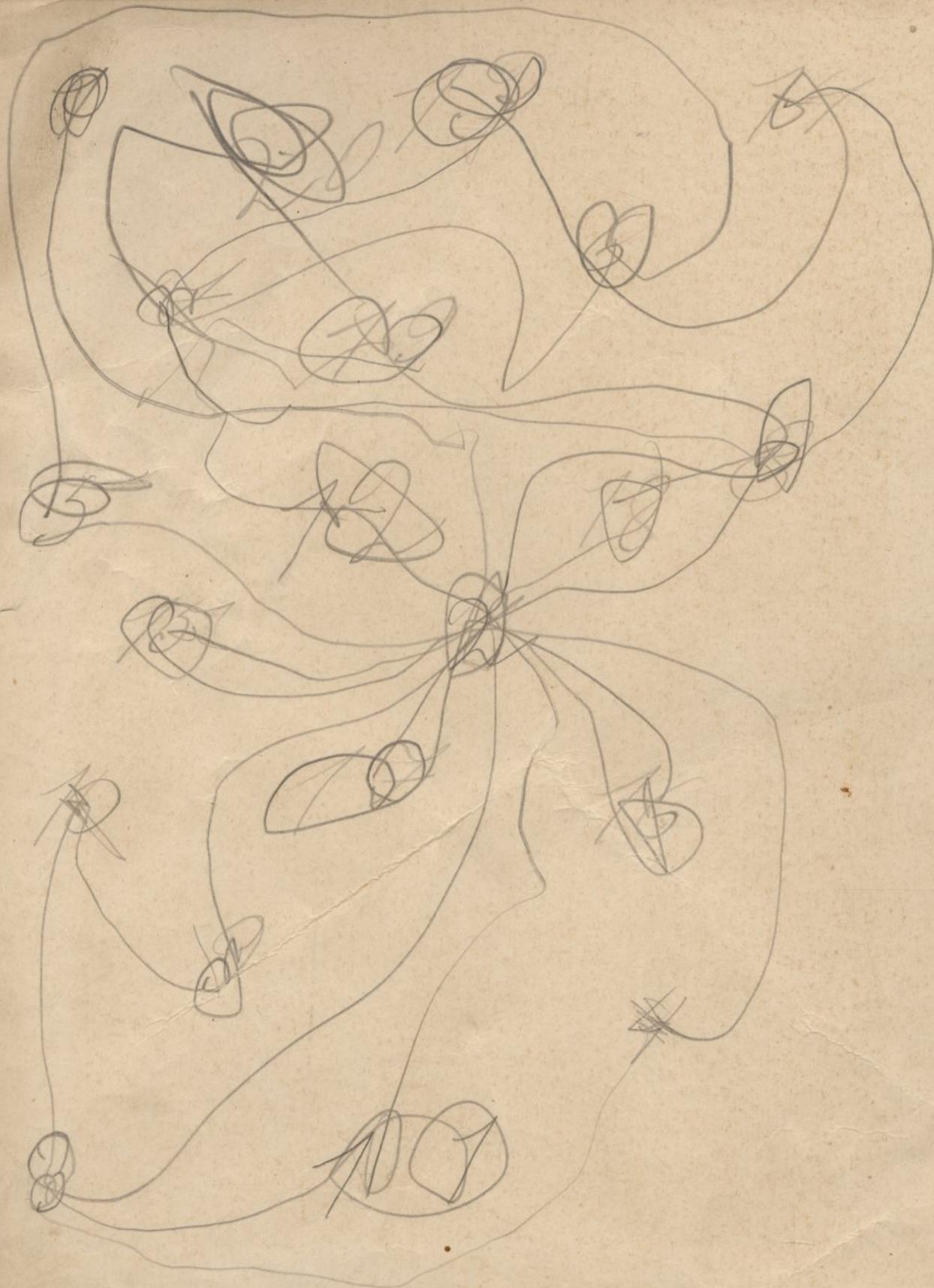
Als es nun Tag geworden war, erwachte der Bäcker, und die Tiere erzählten ihm, was es in der Nacht noch zwischen dem Wirt und ihnen für einen Spektakel gegeben habe. Der Bäcker tadelte dieses feindselige Benehmen gegen den rechtmäßigen Besitzer des Waldhäuschens und entsandte den Hund, den Wirt zu suchen und herbeizubringen.

Da nun der Wirt auf die Einladung des Hundes mit Zittern und Beben wieder erschien, entschuldigte sich der Bäckergefelle höflich über das Vorgefallene und sagte, er sei mit seinen Tieren gar nicht in feindseliger Absicht gekommen. Der Wirt solle fortan die Wirtschafft in dem stillen Waldhäuschen nur auf Rechnung des Bäckers weiterführen, aber, des Hahnes wegen, den Füchsen das Haus fernerhin verbieten; denn der Hahn müsse gänzlich in Ruhe bleiben, krähen oder nicht krähen dürfen, wie es ihm gefalle. Der Esel solle im Stalle Gnadenheu erhalten und gutes Stroh zur Streu. Die Katze solle Mäuse und Ratten in gehöriger respektvoller Entfernung vom Hause halten und alle Tage Wecken und Milch speisen. Der Hund aber solle und dürfe, solange es ihm beliebe, in der Sonne liegen und in der Nacht mit dem Monde sprechen. Er selbst aber wolle für alle arbeiten, das Brot backen, dem Wirt beim Bierbrauen und Biertrinken helfen, auch den Küchengarten bestellen und das Essen kochen.

Mit dieser Einrichtung waren alle Beteiligten wohl zufrieden und sie lebten fortan vergnüglich beisammen und vergaßen den schnöden Lohn der Welt: den Undank.







Seelenlos.



Es war einmal ein Menschenfresser, der verspeiste nichts lieber als kleine Mädchen. Dabei war er so gewaltig und gefürchtet im Lande, daß niemand es wagte, ihn zu bekämpfen und ihm diesen Appetit zu vertreiben. Vielmehr mußte ihm, sobald er ein Mägdlein verspeist hatte, bald ein anderes geliefert werden. Um aber bei der Wahl unparteiisch zu verfahren, mußten alle Mädchen des Landes bis zu einem gewissen Alter das Los ziehen, ohne Unterschied des Ranges und Standes ihrer Eltern; denn Seelenlos — so war der Name jenes Ungeheuers — duldete es nicht, daß man einen Unterschied mache. Nun geschah es, daß eines Tages abermals das Los gezogen wurde, und daß das traurige Los die Tochter des Königs traf. Zwar suchte der König durch Anerbieten vieler Schätze von seiner Tochter das ihr drohende Schicksal abzuwenden, aber Seelenlos ließ vermelden: „Das geht nicht! Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.“

Da indessen die Königstochter nicht sofort nach Ziehung des Loses ausgeliefert zu werden brauchte, so ließ der König bekanntmachen, daß wer seine Tochter von dem schrecklichen, ihr drohenden Schicksal erlöse, sie zur Gemahlin und sein halbes Reich als Mitgift erhalten sollte. Allein es meldete sich niemand; denn mit seelenlosen Leuten hat schon sowieso nicht gern jemand was zu tun, geschweige denn, wenn sie noch dazu Menschenfresser sind.

Da hörte zufällig auch ein junger Soldat von des Königs Aufruf und dachte in seinem Sinne: Mir ist in meinem Dienste schon so viel Seelenloses vorgekommen, und ich habe dafür so viele Herzhaftigkeit mir erworben, daß ich's wohl mit diesem Mojsöh Seelenlos aufzunehmen mir getraue.

Er ging also zum König und bat sich die Gnade aus, sein Leben gegen Seelenlos für ihn und die Prinzessin in die Schanze schlagen zu dürfen. Darauf gab ihm der König ein schönes Handgeld und schenkte ihm ein scharfes Vorlegemesser, um womöglich den Riesen damit in Stücke zu zerschneiden.

Der mutige Soldat machte sich auf den Weg und kam über einen Ager; auf dem lag ein toter Esel, der alle vier Beine von sich streckte. Um den Esel herum saßen ein Löwe, ein Bär und ein Adler, auf der Eselnase aber saß eine große blaue Schmeißfliege. Jedes wollte seinen Teil vom Esel haben, und alle vier konnten sich über die Teilung nicht einigen und riefen den Soldaten an, als Unparteiischer das Teilungsgeschäft vorzunehmen.

„Je nun!“ sagte der Soldat, „ich will euch aus der Verlegenheit helfen und nach Recht und Überzeugung teilen, und zwar nach dem schönen Spruche: Jedem das Seine!“

Er zog nun sein Vorlegemesser, strich es hübsch auf seinem Säbelriemen ab und fing an, den Esel nach Herzenslust zu zerlegen.

„Dir, dem Löwen,“ sprach der einsichtsvolle Soldat, „gebührt vor allem der Efelkopf mit dem schönen Gehirn, weil du selbst der Tiere Haupt und König bist, dann die breite kräftige Efelbrust, nebst einem Rückenstück und zwei Schinken. — Dir, dem beherzten, heißblütigen Adler, dem König der Vögel, gebührt des Efels Herz samt allem edlen Eingeweide, absonderlich der starken Lunge, sowie Leber und Nieren, und ein Schinken, vom Fleische ebenfalls ein Rückenstück und ein Lendenbraten. — Dir, Meister Pech, kühner Nordlandsrecke, großer Brummer, gebührt das dritte Rippenstück, der zweite Lendenbraten und der vierte Schinken, und was du sonst magst. — Und dir endlich, blau angelaufene Fliege, kleiner Brummer, gebührt des Efels Schwanz, die Beine, und alles, was die drei anderen nicht mögen und etwa übriglassen wollen. Du wirst dich damit um so freudiger bescheiden, da du ja viel zu zart bist, um schnödes Efelfleisch zu essen, vielmehr dich vom Tau und Dufte der Blumen sättigst, und nur für deine Eier und künftige Larvenbrut ein wenig faulen Fleisches bedarfst.“ Mit dieser Teilung waren die vier Tiere außerordentlich zufrieden und zollten dem klugen Soldaten den Tribut ihres Dankes.

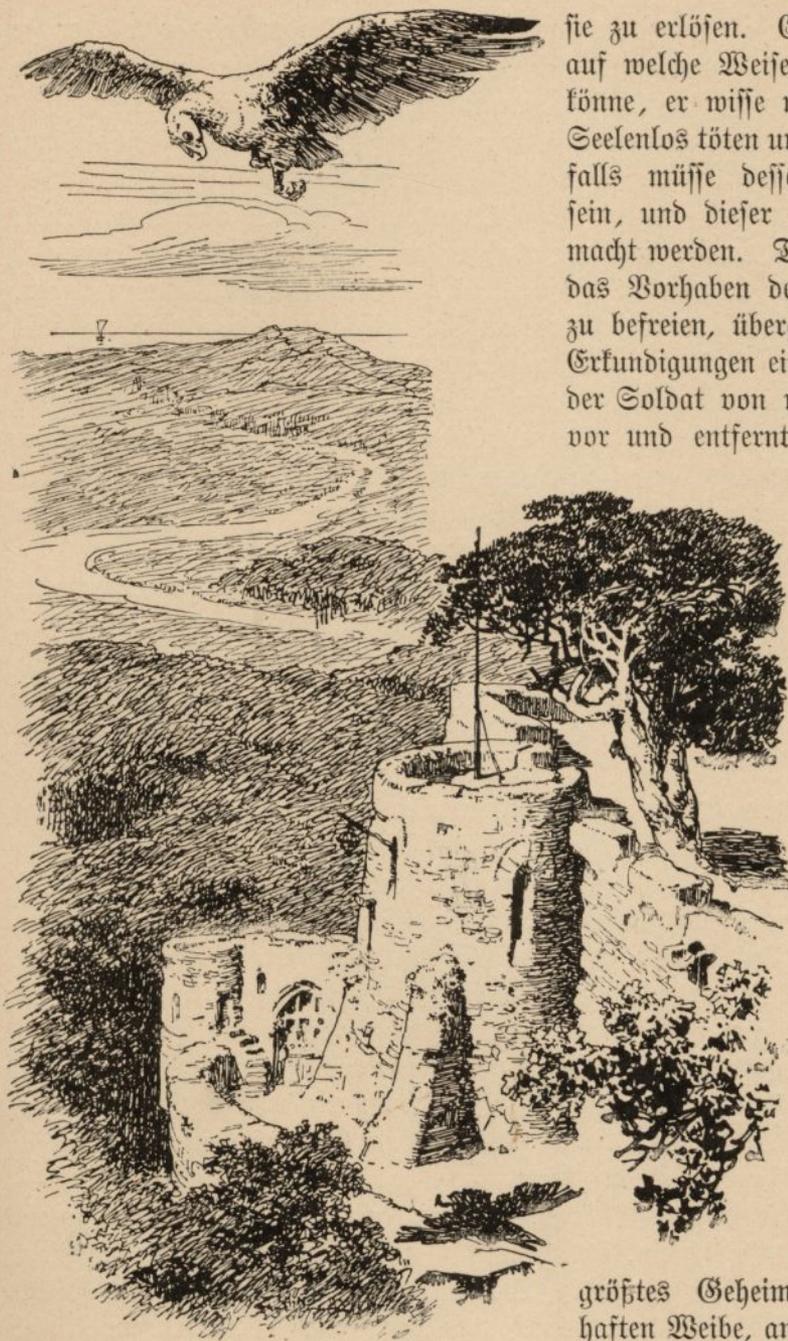
Die Brummfliege setzte sich ihm auf die Hand, küßte diese mit ihrem Rüssel und sprach: „So oft du diese Stelle mit deinem Finger berührst, kannst du deine unförmliche und ungeschlachte Menschengestalt in eine ebenso schöne als zarte, musikalische, blaue Brummfliege verwandeln, wie ich eine bin.“

Der Adler zog sich mit seinem Schnabel eine Schwungfeder aus dem rechten Flügel, reichte sie dem Soldaten dar und sagte:

„Mittels dieser Feder kannst du dich, so oft du sie drehst, in einen Adler verwandeln und als solcher große Dinge tun. Auch kannst du sie schneiden, und was du mit ihr unterschreibst und verbrießt oder verbriesen läßt, das hält und dauert noch drei Tage länger, als die Ewigkeit.“ — „Biederer Mensch,“ sprach der Löwe, „ich muß dir eine Pfote geben, das wird dich stärken und großmächtig machen in der Welt!“

Der Bär endlich sprach: „Edelster der Edeln! Komm an mein Herz, ich muß dich umarmen und dir einen Kuß geben!“ Doch der Soldat entgegnete: „Ich dank' euch zwei beiden schönstens! Ihr seid mir gar zu gütig! Ich habe schon genug!“ Denn er fürchtete die scharfen Klauennägel der Löwentatze, wie des Bären Umarmung und die Nähe von dessen Zähnen an seiner Nase. Er drehte daher sehr schnell die Feder, wurde zum Adler und erhob sich rasch in die Lüfte. Von da aus spähetete er jetzt nach dem Hause des Herrn Seelenlos umher und entdeckte dasselbe auch sehr bald mit seinem Adlerblick. Das war schon ein großer Gewinn für den braven Soldaten. Doch mußte er nun auch auf Mittel sinnen, wie dem Seelenlos beizukommen sei. — Diesem war mittlerweile die Königstochter ausgeliefert worden, doch hielt er sie, ehe er sie verspeisen wollte, noch eine Zeitlang gefangen.

Nun verwandelte sich der Soldat erst wieder in einen Menschen, drückte mit dem Finger auf das kleine Denkmal der Fliege auf seiner Hand, wurde dadurch zu einer Fliege und schlüpfte durch das Fenster des Gemaches, in welchem die todesbetrübt Königstochter an Ketten gefangen saß. Dort verwandelte er sich wieder in seine menschliche Gestalt und teilte der freudig erschrockenen Prinzessin seine Absicht mit,



sie zu erlösen. Er bat sie, ihm zu sagen, auf welche Weise er dies möglich machen könne, er wisse nicht recht, wie er einen Seelenlos töten und entseelen solle. Jedenfalls müsse dessen Seele doch irgendwo sein, und dieser Ort müsse ausfindig gemacht werden. Die Königstochter war über das Vorhaben des tapferen Soldaten, sie zu befreien, überglücklich und verhiess ihm, Erkundigungen einzuziehen. Hierauf nahm der Soldat von neuem seine Verwandlung vor und entfernte sich.

Zu der Königstochter aber kam bald darauf Seelenlos, der Menschenfresser, und brachte ihr treffliche Speisen und Getränke, damit sie sich gut nähre, bis er die Zeit ersehen würde, sie zu verspeisen. Sie fragte ihn gleich, wo denn seine Seele sei. Er aber antwortete ihr unwirsch: „Dir das zu sagen, werde ich wohl bleiben lassen, denn wenn ich schon seelenlos bin, so bin ich doch nicht hirnlos, und es könnte mir, wenn nicht an der Seele, so doch am Leibe schaden, wenn ich mein

größtes Geheimnis dir, einem schwaghafthen Weibe, anvertrauen wollte.“ Aber die Königstochter ließ mit Bitten nicht

nach, bis Seelenlos ihr doch sein Geheimnis anvertraute und ihr sagte, seine Seele sei in einer kleinen goldenen Truhe verschlossen, diese Truhe stehe auf einem gläsernen Felsen, und der Felsen mitten im Roten Meere. Ein böser Zauberer habe alles so angerichtet und ihn seelenlos und zu einem Menschenfresser gemacht; er könne nichts dafür; wenn er seine Seele wiederbekomme, so werde er wieder ein guter Mensch.

Das alles sagte die gefangene Königstochter dem Soldaten wieder, als er sie abermals besuchte. Als bald verwandelte sich derselbe in einen Adler und flog nach dem Schlosse der vier Winde. Diese selbst waren ausgeflogen, aber ihre Mutter war zu Hause, und er bat letztere um Herberge in ihrem lustigen Palast und erzählte ihr seine Geschichte, worauf die Windmutter gleich bereit war, ihm durch ihre Söhne Beistand zu leisten. Gegen Abend kamen der Südwind und der Ostwind nach Hause; diesen stellte die Windmutter den tapferen Krieger vor und beschenkte letzteren mit einem Wünschelflughütchen, das ihm die Kraft verlieh, so schnell wie der Wind zu fliegen.

Am anderen Morgen, als die Winde ausgeruht hatten, erhoben sie sich aufs neue, und der Soldat flog in Adlergestalt mit ihnen und ebenso rasch wie sie, und kam an die Küste des Roten Meeres. Unterwegs hatte er den Winden erzählt, was er wünsche, und die Winde fuhren nicht über das Meer, damit es ruhig bleibe. Dann geboten sie den Fischen, das Kästchen zu suchen, in dem sich die Seele des Herrn Seelenlos befand. Das taten auch die Fische, und sie fanden wohl den gläsernen Felsen, darauf die kleine Truhe stand, konnten aber nicht hinauf.

Endlich kam ein großer Weißling, der schnellte sich in die Höhe und ergatterte das Trüblein mit einem Saße, faßte es in sein Maul und brachte es dem Adler. Dieser schlug mächtig mit seinen Schwingen, wackelte mit dem Schwanz und tanzte vor Freude, worüber die Winde sehr lachen mußten, denn sie hatten noch keinen Adler so possierliche Sprünge machen sehen, soviel Adler sie auch schon gesehen hatten.

Hierauf dankte der Adler erst den Winden, dann dem Weißling aufs beste. Dann flog er, immer noch das Wünschelflughütlein auf dem Kopfe, nach der Heimat zurück und geradeswegs nach dem Schlosse des Herrn Seelenlos, wo er sich wieder in einen Menschen verwandelte. Er ließ sich sofort anmelden als ein Handelsmann aus dem Morgenland, der ein Kleinod anzubieten habe. Seelenlos war sehr ungnädig über solch zudringlichen Besuch und ließ den Angemeldeten nur deshalb eintreten, um an ihm seine Grobheit auszulassen, wie er es bei jedermann tat, denn ein Mensch ohne Seele kann gar nicht anders sein als ungeschliffen und grob.

Der Soldat und verkleidete Handelsmann kehrte sich indessen nicht an des Herrn Seelenlos grimmiges Gesicht und an seine Barschheit, sondern war um so höflicher, je gröber jener wurde. „Ich habe ein Kleinod, das für Euer Gnaden von unschätzbarem Werte ist,“ sprach der Fremde, „und biete Euch dasselbe zum Tausch an.“ — „Wird ein rechter Bettel sein, Sein Kleinod!“ murrte Seelenlos. „Was kann so ein Lump mir bieten? Bildet Er sich ein, ich könne Ihn nicht mit barem Gelde bezahlen, daß Er sich erfrecht, vom Tausche zu reden? Was hätte ich, das Ihn ansteht? Gleich will ich's wissen!“ — „Eure Gnaden,“ antwortete der Fremde, „halten ein Juwel in Verwahrung, das ist die schöne Königstochter, und der Bettel, den ich gegen dieses Kleinod anzubieten habe, ist Euer Gnaden eigene Seele.“ — „Meine Seele!“ rief Seelenlos mit namenlosem Erstaunen. „Meine Seele hast du? Bei meiner armen, leider verlorenen Seele schwöre ich dir, daß du, wenn ich hundert Königstöchter gefangen hielte, alle hundert bekommen solltest, wenn ich nur meine Seele wieder hätte.“ — „Ich bescheide mich mit der einen,“ erwiderte der Handelsmann, „hundert dürften



mir zuviel werden. Aber schließen wir den Vertrag schriftlich ab!" Mit diesen Worten zog der Soldat ein beschriebenes Blatt Papier hervor, darauf schon alles kurz und bündig stand, und reichte Seelenlos die Adlerfeder dar, mit ihr zu unterzeichnen. Dies tat Seelenlos auch, worauf er Befehl gab, eilends seine schöne Gefangene herbeizuführen. Diese hatte eine große Freude, den Soldaten bei dem Menschenfresser zu finden, der bereits den Fremden sich auf das Ruhebett hatte niedersetzen lassen, indem schon die Nähe seiner Seele ihn menschlicher zu stimmen begann.

Jetzt nahm der Soldat das kleine goldene Trühelein aus seiner Tasche, welches mit einer Schraube verschlossen war, und gab es in Seelenlos' Hand. Dieser öffnete geschwind die Schraube, hielt die Öffnung an seinen Mund und sog mit Wohlgefühl

seine Seele in sich ein. Da war mit einemmal der schlimme Zauber gelöst. Die Königstochter war nicht mehr gefangen, und Seelenlos war nicht mehr seelenlos, vielmehr ganz selig. Er umarmte den Soldaten unter einem Strome von Freudenstränen und hätte gern auch die Königstochter umarmt, aber eine ehrfurchtsvolle Scheu hielt ihn davon zurück, der beste Beweis, daß er wieder eine Seele gewonnen hatte. Doch bat er beide um ihre Freundschaft.

Hierauf zog der Soldat mit der Königstochter von hinnen, ward vom König, ihrem Vater, in den Prinzenstand erhoben und heiratete als neugebackener Prinz die junge Prinzessin. Und beide lebten fortan glücklich und in Freuden, und das ganze Land war froh und zufrieden, daß der Menschenfresser seine Seele wieder hatte und keinen Appetit mehr auf gebratene Mädchen zeigte.



Das blaue Flämmchen.

Sinst lebte ein einzelner alter Mann in einem walden Hause. Bei dem blieb selten ein Gefinde lange, und alle Dienstboten, die er gehabt hatte, erzählten, es sei nicht recht geheuer in dem Hause; man höre Gespenster rumoren, sehe Flämmchen an dunklen Orten und werde auch sonst von allerhand Spuk geschreckt.

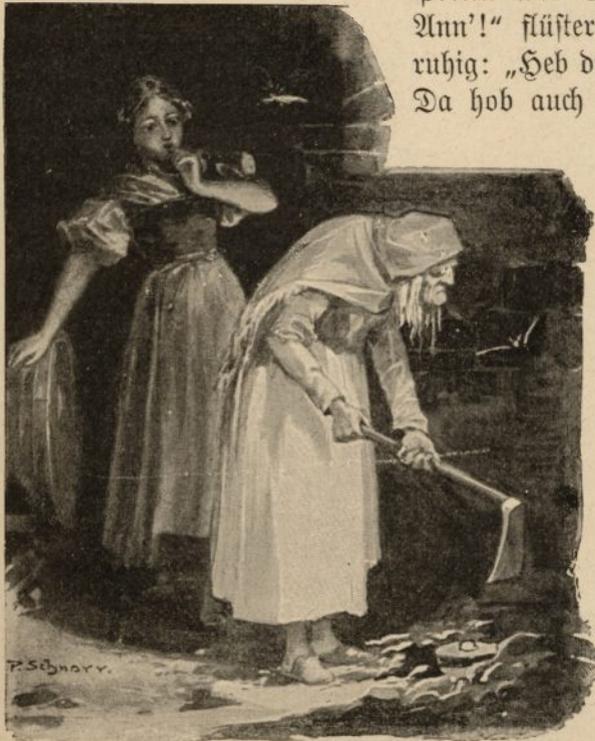
Nun geschah es, daß bei diesem Herrn abermals eine neue Magd einzog, welche Anna hieß. Diese fragte der Herr nach der ersten Nacht, wie sie geschlafen habe, und fürchtete, schon wieder Klage über Geisterspuk im Hause zu vernehmen. Die muntere Dirne aber antwortete ihm, sie habe ganz gut geschlafen. Ebenso erwiderte sie auf die gleiche Frage auch am zweiten Morgen. Am dritten Morgen aber verschlief sich die Magd, war dann verlegen und sagte: „Mir war die ganze Nacht, als tanze um mein Bett herum ein bläuliches Lichtlein, und das flüsterte fort und fort: ‚Geh Ann’, geh Ann!’ so daß ich nicht eher einschlafen konnte, als gegen Morgen beim ersten Hahnenschrei.“

Wie nun einige Nächte hintereinander diese Erscheinung fort dauerte, so wollte auch diese Magd den neuangetretenen Dienst wieder verlassen. Das war dem Herrn leid, und er sagte deshalb zu der Anna: „Weißt du was, Anna, du brauchst dich nicht zu fürchten. Wenn du ein frommes und herzhaftes Mädchen bist, kann dir kein

Spuck etwas anhaben. Hör an, ich will dir einen guten Rat erteilen: Wenn das blaue Licht ein Geist ist, und dich ruft, so ziehe dich schnell an und folge ihm. Sei aber dabei sorglich auf deiner Hut, daß du nichts von ihm annimmst, nichts ergreifst, was er dir bietet, nichts tuft, was er dich heißt, und daß er dir stets vorangehe. Tuft du genau nach diesem Rate, so kann es vielleicht dein Glück sein.“

Abends war die Dirne kaum im Bette, so tanzte das blaue Flämmchen wieder um dasselbe herum und flüsterte wieder: „Geh Ann', geh Ann'!“ — „Wenn es denn sein muß,“ sagte Anna, indem sie aus dem Bett und rasch in die Kleider fuhr, „so gehen wir!“ — „Geh Ann'!“ flüsterte das Flämmchen. — „Geh du voran!“ sprach Anna, und da flackerte das Flämmchen vor ihr her, über einen Gang, die Treppe hinunter, bis vor die Kellertür. Dort flüsterte das Flämmchen wieder: „Schließ auf, Ann'!“ — „Schließ du auf!“ sagte Anna; „ich habe keinen Schlüssel.“ —

Da schien das Flämmchen die Gestalt eines kleinen weißen Weibleins anzunehmen, das hauchte gegen das Schlüsselloch, und da ging die Kellertür auf. Jetzt schwebte die bläulichschimmernde Gestalt die Kellertreppe hinunter vor Anna her, nach der hintersten Ecke des Kellers. Dort lehnte eine Hacke an der Mauer, und das Weiblein, dessen bläulicher Lichtschimmer den Keller leidlich hell machte, deutete auf das Werkzeug und flüsterte: „Hacke hier ein Loch, Ann'!“ — „Hacke du ein Loch!“ sprach Anna, „ich brauche keins.“ Und da ergriff das Weiblein wirklich die Hacke und arbeitete tüchtig darauf los. Nach kurzer Weile kam ein Kesselchen zum Vorschein, darinnen lagen allerhand schöne Sachen, alte Goldmünzen und Schmuck von guten Perlen und Edelsteinen. „Heb Ann'! Heb heraus, Ann'!“ flüsterte der Geist, aber Anna sprach ganz ruhig: „Heb du heraus, ich könnte mir Schaden tun.“



Da hob auch das Weiblein das Kesselchen aus dem Boden und setzte es vor Anna hin, daß es laut klang und klirrte von dem vielen Gold und Silber, welches darinnen lag. „Trag's hinauf, Ann', in deine Kammer!“ flüsterte das Weiblein; doch Anna sagte: „Trag's selber hinauf; mir ist's zu schwer!“ Da hob das Weib das Kesselchen und flüsterte wieder: „Geh Ann', geh Ann'!“ — und Anna erwiderte: „Ich gehe nicht zuerst, der Leuchter geht voran!“ So ging denn auch das Weiblein wieder aufwärts voran, aber langsam, denn es trug schwer an dem Kesselchen und ächzte und stöhnte alle Treppen hinauf bis in Annas Bettkammer. Da setzte es das Kesselchen hin, und Anna

legte sich wieder in ihr Bett, und um das Bett tanzte wieder das bläuliche Licht. Da schlug Anna ein Kreuz und sprach: „Hast du mir geholfen, so möge Gott auch dir selbst helfen!“

Da stand noch einmal das weiße Weiblein in klarer Gestalt vor Anna, und sein Gesicht leuchtete im Schimmer reinsten Freude; dann verschwand es plötzlich. Anna schlief ruhig ein, und als sie am Morgen erwachte, glaubte sie, es habe ihr das alles nur geträumt. Aber siehe da — das Kesselfchen war noch vorhanden, und ein ansehnlicher Schatz war ihr besichert. Und seit jener Nacht spukte nie wieder ein Geist im Hause des alten Herrn.

Aschenpüster mit der Wünschelgerte.



Es lebte einmal ein reicher Mann, der hatte eine einzige Tochter, welche er über alle Maßen liebte. Seine Frau war ihm schon vor längerer Zeit gestorben. Die Tochter war außerordentlich schön, und was sie nur immer wünschte, das gab ihr der Vater, weil er kein größeres Glück kannte, als sein Mägdlein zu erfreuen, vielleicht auch, weil sie ein Wünschmädchen war, dem jeder Wunsch ausging. „Schenke mir ein Kleid, Vater, das von Silber steht, ich will dir auch einen Kuß dafür geben!“ sprach eines Tages die

Tochter zum Vater, und sie empfing bald das Kleid. — „Schenke mir ein Kleid, lieber Vater, das von Gold steht!“ sprach die Tochter bald darauf, „und ich will dir zwei Küsse geben.“ — Auch diesen Wunsch erfüllte der Vater dem Mädchen. — „Schenke mir ein Kleid, das von Diamanten steht, liebster Vater, und ich will dir drei Küsse geben!“ bat wiederum die Tochter, und der Vater sagte ihr: „Du sollst es haben, aber du machst mich arm.“

Der Vater schaffte wirklich auch dieses Kleid, und die Tochter fiel ihm dankend um den Hals, küßte ihn dreimal und rief: „Nun, herzogdiger, herzallerliebster Vater, schenke mir eine Glücksrute oder Wünschelgerte, so will ich stets dein Goldkind sein, und alles tun, was ich dir an den Augen absehen kann!“ — „Mein Kind,“ sprach

der Vater, „eine solche Gerte habe ich nicht, auch wird sie schwerlich zu bekommen sein. Doch will ich mein Heil versuchen, auf daß ich dich ganz glücklich mache.“

Darauf verreiste der Vater und nahm sein letztes Vermögen mit und forschte nach einer Wünschelgerte, aber kein Kaufmann hatte dergleichen feil. So kam er weit in ein fernes Land; dort hörte er von ungefähr von einem alten Zauberer, und daß dieser eine Wünschelgerte besitze. Diesen Zauberer suchte der Vater auf, trug ihm sein Anliegen vor und fragte, was die Gerte kosten solle.

Der alte Zauberer sprach: „Wenn die Menschen Wünschelgerten mit Geld kaufen könnten, so würde es auf Erden bald keinen Wald mehr geben, und wenn auch jedes Bäumlein und jedes Zweiglein eine solche Rute wäre. Nein, wer eine solche Gerte empfängt, opfert seine Seele und stirbt drei Tage nachher, wenn er sie aus der Hand gegeben hat, es wäre denn, er gäbe sie jemand, der auch seine Seele dafür zu opfern gelobt und bereit ist. Dann geht die Seele des Besitzers frei aus.“ — „Gut,“ sprach der Vater, „meinem Kinde zuliebe scheue ich das verlangte Opfer nicht.“

Da ließ der alte Zauberer den Mann seinen Namen in ein Buch einschreiben und erfüllte sein Verlangen. Aber die weite Reise nach der Gerte zehrte den letzten Rest des Vermögens des reichen Mannes auf; doch er fragte nicht danach, denn sein einziger Gedanke war die Tochter.

Mit größter Freude empfing die Tochter aus der Hand ihres Vaters, den sie mit Sehnsucht zurück erwartet hatte, die Wünschelgerte und wußte nicht, wie sie ihm danken sollte. Aber schon nach drei Tagen hatte die Tochter einen neuen Wunsch. Sie hatte von einem überaus schönen Prinzen gehört, der in einem fernen Lande wohne und aller Liebe würdig sei. Den wollte sie gern zum Gemahle haben. Der Vater aber sprach: „Meine geliebte Tochter, ich gab dir alles, was ich besitze, und für deine Wünschelgerte gab ich Leib und Leben, ja meine Seele dahin. Ich muß nun von dir scheiden; schaffe du dir diesen Prinzen selbst, lebe fortan glücklich und denke mein stets in Liebe!“ Mit diesen Worten neigte der Vater sein Haupt und verschied.

Seine Tochter beweinte ihn aufrichtig und schmerzlich und sprach: „Einen besseren Vater hat es nie gegeben!“ Und darin hatte sie allerdings recht. —

Als nun der Vater zur Erde bestattet war, blieben der Tochter weder Verwandte, noch Geld und Gut. Da tat sie ein Alltagskleid an, das war ein Krähenpelz, nahm ihr Silberkleid, ihr Goldkleid und ihr Diamantkleid und hängte alle drei über ihre Schulter. Dann schwang sie die Wünschelgerte und wünschte sich in die Nähe des Schlosses, darin der berühmte Prinz wohnte. Da war es, als ob ein Wind sie sanft erhebe, der trug sie in weite Ferne und setzte sie in einem herrlichen Park sanft nieder, in dessen Nähe sie das Prinzenschloß zwischen den dicken Eichenbaumstämmen schimmern sah. Sie schlug nun mit der Gerte an die dickste dieser Eichen und wünschte, daß da drinnen ein Schrein wäre, in dem sie ihre drei Kleider aufhängen könne, und ein Stübchen, sich darin umzukleiden. Und alles geschah gleich, wie sie es gewünscht hatte. Sie verwandelte sich darauf in einen Knaben und trat, mit dem Krähenpelz angetan, in das Prinzenschloß.

Der Geruch feiner Speisen führte sie der Küche zu; dort bot sie, als heimat-

loser Knabe, dem Koch ihre Dienste an. „Wohlan,“ sprach der Koch, „du sollst mein Aschenpüster werden, sollst früh die Feuer anschüren und am Tag unterhalten und sorgen, daß keine Asche umherfalle; dafür sollst du dich alle Tage satt essen. Mußt aber auch des Prinzen Röcke ausbürsten und seine Stiefel putzen.“

Das Mädchen wartete als Knabe ihres Amtes und sah nach einigen Tagen den Prinzen, der von der Jagd kam, wie er den Küchengang entlang schritt und einen Vogel, den er geschossen hatte, in die Küche warf, damit man ihn brate. Der Prinz war schön und herrlich von Gestalt und Ansehen, und Aschenpüster fühlte alsbald eine große Liebe zu ihm. Gar zu gern wäre sie ihm genah, doch wollte sich das nicht schicken.

Bald darauf hörte sie, drüben auf einem Nachbarschloß werde eine fürstliche Hochzeit gehalten, die daure drei Tage lang, und der Prinz sei dort der vornehmste Gast und fahre täglich hinüber zum Tanze.

Alles Volk lief hinüber, die Festlichkeiten mit anzusehen. Da bat Aschenpüster den Koch: „Laß mich doch auch hinübergelien und dem Tanze zusehen, denn die Küche ist ja schon in Ordnung, jedes Feuer gelöscht und die Asche wohl verwahrt.“ Der Koch gewährte seinem Diener die Bitte. Hierauf eilte Aschenpüster nach ihrer Ciche, kleidete sich in das silberne Kleid und verwandelte ihre Knabengestalt in die eigene. Dann schlug sie mit ihrer Wünschelgerte an einen Stein, da wurde ein Galawagen daraus. Ein Paar Kopfläfer, an die sie mit der Gerte rührte, wurden zu stattlichen, pechschwarzen Rossen, ein Grasfrosch zum Kutscher, und ein Laubfrosch zum Kammerdiener. Aschenpüster setzte sich nun in den Wagen und heidi! ging es fort.

Als die stattliche Jungfrau in den Tanzsaal trat, war alles von ihrer Schönheit geblendet. Der Prinz gewann sie gleich lieb und bat sie zum Tanze. Sie tanzte entzückend und war sehr glücklich, aber nach einigen Reigen verschwand sie aus dem Saale, bestieg ihren draußen harrenden Wagen, schwang ihre Gerte und rief:

„Hinter mir dunkel und vor mir klar,
Daß niemand sehe, wohin ich fahr!“

Es sah auch niemand, wohin sie fuhr; aber der Prinz war über das schnelle Verschwinden seiner schönen Tänzerin sehr unruhig. Doch auf alle seine Fragen, wer sie gewesen sei und woher sie komme, konnte niemand Auskunft geben, und so verbrachte er die Nacht in großer Unruhe und hatte am Morgen üble Stimmung.

Der Koch brachte des Prinzen Stiefel in die Küche und klagte über dessen schlechte Laune, indem er die Stiefel Aschenpüster zum Putzen und Wischen übergab. Sie übernahm diese Arbeit und wuschte die Stiefel so schön, daß der Kater sich mit Wohlgefallen darin spiegelte und seinem Ebenbild im Spiegel einen Kuß gab; davon verschwand an der Stelle, wo er sich geküßt hatte, der Glanz.

Als Aschenpüster nun wie gewöhnlich in ihrer Knabengestalt und im Krähenpelz in des Prinzen Zimmer trat und die Stiefel hineinstellte, sah der Prinz gleich den matten Fleck, nahm den Stiefel, warf ihn nach ihr und schrie: „Du Schlingel von Aschenpüster! Wirst du wohl besser Stiefel putzen lernen?“ Aschenpüster hob den Stiefel auf und machte ihn, ohne ein Wort zu sagen, wieder durchweg glänzend.

Abends fuhr der Prinz abermals zum Tanze, und Aschenpüster erbat sich noch



einmal Urlaub.

Der Koch gewährte
nochmals die Bitte.
Nun ging Aschenpüster
wiederum zu ihrem
Schrein in der Eiche
und tat diesmal das
goldene Kleid an schuf
sich mit der Wunschel-
gerete einen neuen Wa-
gen, neue Roffe, neue
Bedienung und fuhr
zum Schlosse hinüber.
Dort war bereits der
Prinz — aber recht

mifsmutig und verstimmt, denn er sah sich vergeblich nach der schönen Jungfrau vom
vergangenen Abend um. Da trat sie ein, strahlend wie eine Königin. Er eilte voller

Freude auf sie zu und führte sie zum Tanze. Der Prinz hatte viel zu fragen, unter anderem, wo sie her sei. Lachend antwortete sie: „Aus Stiefelschmeiß.“

Ein kurze Stunde weilte Aschenpüster beim Tanze; — dann war sie verschwunden; rasch saß sie wieder in ihrem Wagen und sprach ihr gestriges Zauberwort.

Des Prinzen Blick suchte vergebens die schöne Unbekannte. Er wandte sich fast an jeden einzelnen Hochzeitsgast und fragte nach ihr, aber niemand kannte sie. Er fragte seinen ersten Geheimen Rat: „Sagen Sie mir doch, mein Lieber, wo liegt der Ort oder das Schloß Stiefelschmeiß?“ Der Geheimrat machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: „Durchlauchtiger Prinz! Stiefelschmeiß — o ja, das liegt — das liegt — in — in — fatal, nun fällt es mir im Augenblick nicht ein, wo es liegt. Sollte es wirklich einen Ort oder ein Schloß dieses seltsamen Namens geben, Durchlaucht?“ — Der Prinz drehte dem Sprecher den Rücken zu und murmelte ärgerlich durch die Zähne: „Ich lasse diesem Geheimrat jährlich tausend Goldstücke Gehalt auszahlen, und nun weiß er nicht einmal, wo Stiefelschmeiß liegt! — Es ist schauderhaft!“

Da läßt sich wohl denken, daß die Laune des Prinzen am anderen Morgen keine besonders gute war. Er hatte keine Ruhe, wollte schon früh ausgehen, zog seinen Rock an, den Aschenpüster rein gebürstet hatte, entdeckte darauf einige Stäubchen, rief nach einer Bürste und stampfte mit dem Fuße. Silends lief Aschenpüster herbei; der Prinz war aber so schrecklich böse, daß er ihr die Bürste aus der Hand riß, sie ihr an den Kopf warf und ihr zuschrie, sie solle ein anderes Mal gleich besser bürsten.

Am letzten Abend des Hochzeitsfestes lief wieder alles hinüber zum Nachbar-schloß, und auch der Prinz fuhr wieder hin. Da bat Aschenpüster zum drittenmal um Erlaubnis, zusehen zu dürfen. Der Koch schüttelte freilich sehr den Kopf darüber, doch dachte er: Jugend hat keine Tugend, und sagte: „Es ist heute das letztemal; also lauf hin!“ Aschenpüster lief geschwind zur Eiche, zog das Demantkleid an, zauberte sich wieder Rosse und Wagen, Kutscher und Lakaien und erschien wie ein lebendiger Schönheitsstrahl beim Feste. Der Prinz tanzte mit ihr und fragte sie zärtlich, wie sie denn heiße. Aschenpüster lächelte schelmisch und antwortete: „Cinerosa Bürstankopf.“

Den Vornamen fand der Prinz, zumal er kein Latein verstand und darum nicht wußte, daß Cinerosa auf deutsch Aschenmädchen heißt, sehr schön, den Zunamen aber gar sonderbar. Er hatte diese, gewiß reiche und angesehene Familie noch nie nennen hören. Doch sprach er, indem er ihr seinen Ring an den Finger schob: „Wer du auch sein magst, schöne Cinerosa! Mit diesem Ringe verlobe ich mich dir!“ Mit holder Schamröte auf den Wangen hlicte Aschenpüster zur Erde und zitterte. Gleich darauf entfernte sie sich, als der Prinz nur einen Augenblick seine Augen anderswohin wandte. Schnell saß sie im Wagen, aber der Prinz hatte Befehl gegeben, seinen Wagen dicht hinter dem ihren aufzufahren, damit er ihr folgen könne. Aschenpüster schwang ihre Wunschelgerte, sagte ihr Sprüchlein und fuhr davon. Der Prinz wollte rasch folgen, aber da war ihr Wagen nicht mehr zu sehen. Gleichwohl hörte man die Räder rollen, und so folgte der Wagenlenker des Prinzen diesem Schalle. Der Tanz hatte bis zum frühen Morgen gedauert und die Küchenarbeit sollte gleich beginnen.

Aschenpüster zauberte daher schnell Wagen und Bedienung fort, hatte aber nicht mehr Zeit, sich erst umzukleiden; sie verbarg daher schleunigst ihr Demantkleid unter dem Krähenpelz und eilte in die Küche.

Der Prinz, welcher dem Wagen des herrlichen Mädchens nachgefahren war, sah sich mit Verwunderung dicht vor seinem eigenen Schloß und wußte nicht, wie ihm geschah. Er war daher wieder sehr mißmutig und vor Verdruß beinahe krank.

„Unser Prinz ist gar nicht wohl! —“ sagte der Koch zu Aschenpüster. „Er muß eine Kraftbrühe haben — zünde rasch Feuer an!“ — Der Morgenimbiß wurde schnell bereitet, Aschenpüster warf heimlich des Prinzen Ring hinein, und der Koch trug selbst die Tasse auf. Der Prinz trank, fand am Boden mit Erstaunen seinen Ring und fragte hastig: „Wer war so früh schon in der Küche?“ — „Euer Durchlaucht, niemand als ich und der Aschenpüster,“ antwortete der Koch. — „Schicke mir diesen Burschen gleich einmal herein!“ gebot der Prinz, und als Aschenpüster kam, sah sie der Prinz ganz scharf an, aber der Krähenpelz verhüllte alle Schönheit. — „Komm her, tritt näher, Aschenpüster!“ gebot der Prinz. „Kämme mich, mein Friseur liegt noch in den Federn!“ Aschenpüster gehorchte; sie trat ganz nahe an den Prinzen heran und strahlte ihm mit einem Kamme das Haar. Der Prinz befühlte den Krähenpelz. Dieser war an einigen Stellen abgetragen, daher etwas fadenscheinig, und durch die abgeschabten Fäden blitzte es so funkelklar wie Morgentau. Das war aber der Demantglanz des Prachtgewands, das Aschenpüster noch unter ihrem Krähenpelz trug.

„Jetzt kenne ich dich wieder, du Liebe!“ rief der Prinz voll unaussprechlicher Freude. „Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein!“ Und er schloß die überglückliche Braut in die Arme, welche ihm gleich gestand, daß auch sie ihn schon lange recht gern habe. —

Kurz vor der Hochzeit bat die schöne Braut sich von ihrem geliebten Bräutigam noch eine Gnade aus, und zwar für den guten Koch, der Aschenpüster so freundlich behandelt hatte. Dieser empfing von dem Prinzen den Ritterschlag und wurde zum Erbtruchseß erhoben, und das war ihm recht: an der Hochzeit brauchte er nun das Essen nicht selbst zu kochen, wie sonst, sondern trug, im vollen Glanze seiner neuen Würde, geschmückt mit Stern und Orden, dem prinzlichen Paare mit eigener Hand die Speisen auf.



Schneider Hänschen und die wissenden Tiere.

(Mit Buntbild.)



„Zusammen wollen wir bleiben!“ sprachen Schuster und Schneider zu einander und gingen gemeinsam auf die Wanderschaft. Der Schuster hatte Geld, der Schneider aber war ein armer Schwartenhans. Beide hatten ein und dasselbe Mädchen lieb, das Lieschen hieß, und jeder gedachte es zu heiraten, wenn er sich ein gutes Stück Geld verdient habe und Meister geworden sei. Der Schuster, Peter genannt, war aller Dücke voll und hatte ein schwarzes Herz, das Schneiderlein, das Hänschen hieß, war gutmütig und leichtgläubig. Erst hatte auch Hänschen nicht mit dem Peter zusammen wandern wollen, weil es kein Geld hatte. Aber Peter, der auf eitel Bosheit gegen das Schneiderlein sann, weil Lieschen das Hänschen und nicht den Peter gern sah, hatte es auf des Schneiderleins Verderben abgesehen und sprach: „Komm nur mit mir, ich habe Geld genug, ich halte dich frei, auch wenn wir keine Arbeit bekommen. Alle Tage wollen wir uns dreimal tüchtig satt essen und satt trinken. Ist dir das nicht recht?“

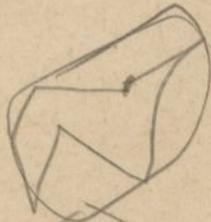
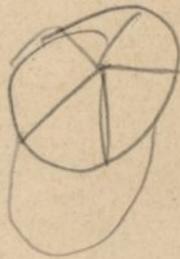
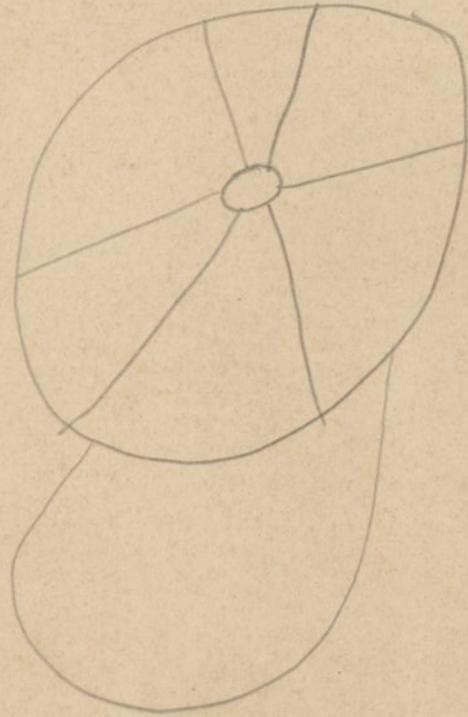
„Von satt Essen und satt Trinken bin ich ja ein Freund!“ antwortete Hänschen, und beide schnürten ihre Ränzel und traten ihre Wanderschaft an. Neun Tage lang gingen sie und fanden nirgends Arbeit, zumal Peter keine finden mochte. Und wenn auch Hänschen Arbeit hätte haben können, verlockte er diesen immer, sie nicht anzunehmen, sondern mit ihm zu wandern. Nun aber, nach den neun Tagen, sprach Peter: „Hänschen, mein Geld nimmt ab; soll es noch eine Weile reichen, so dürfen wir von jetzt an des Tages nur zweimal essen und trinken.“ — „O weh!“ seufzte Hänschen; „wird jetzt schon Schmalhans unser Wandergeselle? Wär' ich doch nicht mit dir gegangen! Hungern konnt' ich auch daheim!“

Peter, der während des Weitermarsches stets die Speisen kaufte, aß sich heimlich dickfatt, denn er hatte Geld genug dazu; aber Hänschen gab er täglich nur zweimal und hatte seine Freude daran, wenn seinem Gefährten der Magen murrte und knurrte.

So gingen abermals neun Tage hin und noch immer fand sich keine Arbeit. Da sprach Peter: „Lieber Hänschen, mit meinem Gelde wird es bald zu Ende sein; es langt wahrlich nimmer hin zu vier Mahlzeiten täglich, zwei für dich, zwei für mich. Mein Geldbeutel hat die Schwindsucht. Schau' her, er ist so dünn wie ein Wurm. Wir können uns von jetzt an nur einmal täglich sättigen.“ — „Ach, ach, Peterlein!“ klagte Hänschen, „das halt' ich ja nicht aus! Ich bin ja schon so dünn und durchsichtig, daß ich schier kaum noch einen Schatten werfe. Wo soll denn das zuletzt hinaus?“ — „Schnalle deinen Riemen fest!“ lachte Peter. „Übe dich in der Tugend der Enthaltbarkeit!“ — „Ich mein', ich hätte mich schon genug darin geübt,“ jammerte das Schneiderlein.

Was half aber nun alles, es mußte guttun, wohl oder übel. Hänschen





hungerte tapfer; daß er aber dabei nicht zunahm an Leibesfülle, kann sich jeder denken. Er wurde raffeldürr, und sein Angesicht bekam eine Farbe wie der blasse Tod. Und immer gab es keine Arbeit, und nun zumal erst recht nicht, denn die Meister sprachen: „Reise mit Gott, Bruder Mondschein! Wie kann so ein Kerlchen etwas Dauerhaftes nähen, dem sein eigenes Gestell aus der Naht reißt? Schneider dürfen von Natur dünn sein, aber alles, was recht ist — so dünn, daß man sie statt Nähgarn einfädeln kann, denn doch nicht!“

Häslein weinte heiße Tränen, wenn er solch lose Reden zu hören bekam, und der schlechte Peter frohlockte heimlich und innerlich darüber, und als wiederum neun Tage vergangen waren und Häschen vor Hunger fast am Wege liegen blieb, da sprach der falsche Peter: „Bruderherz — es tut mir leid und schneidet mir in die Seele, daß ich's sagen muß, aber meine Geldquelle ist ganz versiegt — mit Essen und Trinken bei Bäcker und Wirt ist es nun ganz und gar vorbei.“ — „Daß Gott erbarm'!“ schrie Häschen. „Gar nichts mehr essen und trinken? Da steht mir der Verstand still! Wer kann das aushalten? O, wehe, wehe mir, daß ich dir folgte! Wehe dir, daß du mich so verlockt hast!“ — „Mein Himmel, wie du gleich außer dir geraten kannst, Häschen!“ rief Peter. „Als ob es nicht zu trinken vollauf gäbe!“ — „Wo? Wo?“ rief Häschen mit lechzender Zunge. „Überall! Wasser, Bruderherz, Wasser!“ lachte Peter. „Wasser ist sehr gesund, es verdünnt das Blut, es heilt die meisten Krankheiten, es stärkt die Glieder. Siehst du, ich muß ja auch Wasser trinken.“ — „Aber Wasser ist kein Essen!“ klagte Häschen. „Von Luft kann ich auch nicht leben; also schaffe mir zu essen, oder es ist ganz aus mit mir.“ — „Nun, ich will zum Bäcker gehen und für das letzte Geld ein Brötchen kaufen, das will ich redlich mit dir teilen!“ sagte der falsche Peter, hieß Häschen auf einen Stein sitzen und ging zu einem Bäcker.

Dort kaufte er vier Brötchen, aß drei davon gleich auf und trank einen Schnaps dazu — dann kam er wieder zu Häschen.

„Aber Peter!“ sprach das hungrige Schneiderlein, „du bleibst sehr lange aus. Gib mir zu essen, die Ohnmacht wandelt mich an.“ — „Ich habe erst warten müssen, bis das Brot kühl war,“ verteidigte sich Peter. „Warmes Brot ist nicht gut in einen leeren Magen. Hier hast du deine Hälfte.“ — „Peter, du riechst nach Schnaps!“ sprach Häschen. — „So?“ fragte Peter, „kann schon sein, drinnen trank einer; der stieß an mich und schüttete mir aus Ungeschick ein paar Tropfen auf mein Gewand.“

Häschen verschlang sein halbes Brötchen mit Wolfshunger, stillte seinen Durst mit Wasser und wanderte mit seinem treulosen Gefährten weiter. Beide sprachen fast nichts mehr miteinander. Als es bald Abend wurde und sie durch ein Dorf kamen, ging Peter wieder zu einem Bäcker, aß sich satt und kam mit einem Brötchen aus dem Laden. Hans dachte, jener werde das Brötchen mit ihm teilen, aber Peter schob es in die Tasche.

Nach einer Weile sprach Häschen, als sie das Dorf im Rücken hatten und in einen Wald gelangt waren: „Nun, Peter? Rücke heraus mit deinem Brötchen! Mich hungert fürchterlich.“ — „Mich nicht,“ antwortete Peter ganz kurz. — „Nicht?“

schrie Häschen erschrocken und blieb stehen, und seine Beine zitterten. „Unmensch, der du bist!“ — „Vielfraß, der du bist!“ höhnte Peter. „Das Brötchen, das ich noch bei mir trage, ist, wie du sehr richtig bemerktest, mein Brötchen, und du bekommst nicht eine Krume davon, weil du mich Unmensch genannt hast.“ — „So muß ich ja Hungers sterben!“ schrie Häschen in heller Verzweiflung. — „Es wird wenig schade um dich sein,“ antwortete Peter.

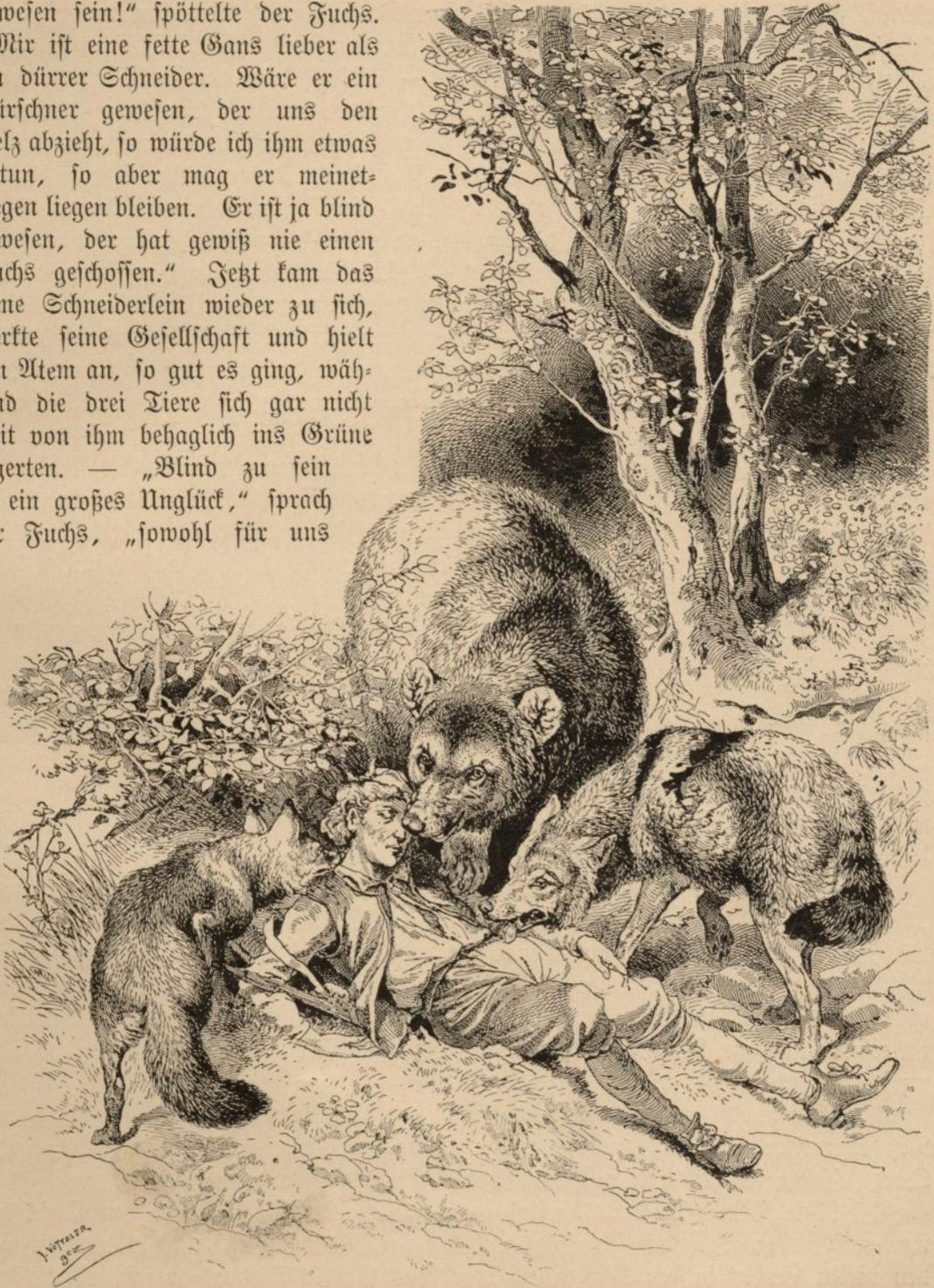
„Aber ich bitte dich um Gottes willen!“ jammerte Häschen. — „Um was?“ fragte Peter lauernd. — „Um die Hälfte deines Brötchens!“ stammelte Häschen. — „Umsonst ist der Tod — es hat mich mein allerletztes Geld gekostet. Wie vieles Geld könnte ich noch haben, hätte ich mich nicht mit dir geschleppt und dich gefüttert!“ sprach Peter aufs neue. — „Aber du selbst hast mich ja beredet, mit dir zu gehen!“ warf Häschen ein, doch machten Angst und Hunger ihm schon schwer, die Worte hervorzuwürgen. Seine Zunge klebte am Gaumen. — „Gibst du mir, so geb' ich dir,“ nahm Peter wieder das Wort. „Mir ist mein Brötchen so lieb wie meine Augäpfel, folglich ist es zwei Augäpfel wert. Gib mir einen deiner Augäpfel für die Hälfte.“ — „Gott im Himmel! Wie strafft du mich, daß ich diesem folgte!“ wimmerte Häschen, denn schreien konnte das arme Schneiderlein schon vor Schwäche nicht mehr — doch streckte er die Hand nach dem halben Brötchen aus, und sättigte sich, und dann nahm ihm Peter den einen Augapfel weg.

Am anderen Tage wiederholte sich alles Traurige vom vorigen Tage bei den zwei Wandergesellen. Peter kaufte wieder ein Brötchen, gab Häschen nichts davon und wollte das andere Auge Häschens für die Hälfte haben. „Aber dann bin ich ja stockblind,“ jammerte das Schneiderlein. „Dann kann ich ja nicht mehr arbeiten!“ — „Wer blind ist,“ tröstete der hartherzige Peter mit heimlichem Hohne, „der hat es gut. Er sieht nicht mehr, wie böse, falsch und treulos die Welt ist. Er braucht auch nicht mehr zu arbeiten, denn er hat eine gute Entschuldigung, und einem armen Blinden gibt auch der Geizigste zur Not noch eine Gabe.“

Häschen vermochte auf diese teuflische Rede gar nichts mehr zu erwidern. Er ließ alles mit sich geschehen und gab, um nur nicht Hungers zu sterben, dem treulosen Gefährten auch den zweiten Augapfel preis. Und als das geschehen war, und Häschen hoffte, daß der Peter ihn nun leiten und führen werde, sprach dieser: „Nun gehabe dich recht wohl, mein wertest, dummes Häschen! Hier wollte ich dich haben. Hier ist Bettelmanns Umkehr. Jetzt wandre ich wieder heim und heirate mein Lieschen. Siehe du zu, wohin du kommst!“ Fort ging Peter, und Häschen schwand darauf vor körperlichem Schmerz und vor Seelenpein eine Zeitlang völlig die Sinne, so daß er umsank und wie tot am Wege lag.

Da kamen drei Wanderer des Weges daher, aber keine zweibeinigen, sondern vierbeinige, das waren: ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Sie berochen den Ohnmächtigen, und der Bär brummte: „Dieses Menschentier ist tot! Mögt ihr es? Ich mag es nicht!“ — „Ich habe vor einer Stunde erst ein frisches Schaf verspeist, habe jetzt keinen Hunger, auch ist ja das Männchen so dürr und so hart wie ein Baumast!“ sprach der Wolf. „Es wäre mir leid um meine Zähne.“ — „Dieser Held muß ein Schneider

gewesen sein!" spöttelte der Fuchs.
„Mir ist eine fette Gans lieber als
ein dürrer Schneider. Wäre er ein
Kürschner gewesen, der uns den
Pelz abzieht, so würde ich ihm etwas
antun, so aber mag er meinet-
wegen liegen bleiben. Er ist ja blind
gewesen, der hat gewiß nie einen
Fuchs geschossen.“ Jetzt kam das
arme Schneiderlein wieder zu sich,
merkte seine Gesellschaft und hielt
den Atem an, so gut es ging, wäh-
rend die drei Tiere sich gar nicht
weit von ihm behaglich ins Grüne
lagerten. — „Blind zu sein
ist ein großes Unglück,“ sprach
der Fuchs, „sowohl für uns



edle Tiere, als für die schlechten zweibeinigen Tiere, die sich Menschen nennen, und sich so klug dünken und so dumm sind, daß sie gar nichts wissen. Wüßten sie, was ich weiß, so gäb' es keine Blinden mehr.“ — „Dho!“ rief der Wolf. „Ich weiß auch, was ich weiß. Wüßten das die Menschentiere in der nahen Königsstadt, so litten sie nicht den brennenden Durst, den sie jetzt leiden, und kauften nicht ein kleines Glas voll Wasser um einen Dukaten.“ — „Hm, hm!“ brummte der Bär. „Unser-einer ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch mir ist ein Geheimnis kund. Sagt ihr mir das eure, sage ich euch das meine, aber bei Leib und Leben darf keiner von uns das Geheimnis des anderen verraten.“ — „Nein, das dürfen und wollen wir nicht tun!“ gelobte der Fuchs. — „Es muß einer dem anderen feierlich die rechte Pfote darauf geben!“ bekräftigte der Wolf. — „Topp, es gilt!“ sprach Pex und hielt seine haarige Tazze hin, und wie die anderen einschlugen, so drückte und schüttelte der Bär zum Spaß ihre Pfoten so, daß sie vor Schmerz laut aufheulten, davon dem blinden Schneiderlein angst und bange wurde.

„Ich weiß,“ begann der Fuchs, als ihn der Bär wegen seiner Empfindlichkeit ausgelacht und wieder begütigt hatte, „daß heute eine ganz besondere, heilkräftige Nacht ist, in welcher Himmelstau auf Gras und Kraut fällt. Wer blind ist, darf nur mit diesem Tau seine Augen salben, so wird er wieder sehend, und selbst wenn er keine Augäpfel mehr hat, bekommt er wieder neue.“

„Das ist ein schönes Geheimnis,“ sprach der Wolf; „meines ist aber auch nicht zu verachten. In der Königsstadt geben die Brunnen seit langem kein Wasser mehr, und ändert sich dies nicht bald, so müssen die Bewohner umkommen oder die Stadt ganz verlassen. Gleichwohl haben sie Wasser in Fülle unter sich und wissen's nur nicht. Auf dem Markte mitten im Pflaster liegt ein Grauwackerstein; wenn der aufgehoben wird, so wird ein Wasserstrahl turmhoch aus dem Boden springen. Wie froh würden doch die Stadtleute sein, wenn sie wieder Wasser hätten! Daß es ihnen aber keiner von euch sagt, sonst beiße ich jedem die Zunge im Maul ab!“

„Nichts wird gesagt, Bruder Jsegrim!“ sprach Herr Braun und brummte: „Hört nun, was ich weiß: Seit sieben Jahren kränkelt des Königs einzige Tochter, und kein Doktor kann ihr helfen, weil keiner weiß, was ihr fehlt, wie wunderflug sich auch alle dünken. Die Krankheit der Königstochter ist so schlimm geworden, daß der König verheißt hat, sie demjenigen zur Gemahlin zu geben, der ihr hilft, weil er schon froh ist, wenn sie so am Leben erhalten bleibt. Es kann aber keiner helfen, der das nicht weiß, was ich weiß.“

„Du machst uns neugierig, hochgnädiger Herr Braun!“ sprach der Wolf, und Pex brummte: „Nur Geduld! Ihr werdet doch ein wenig warten gelernt haben?“ Darauf schnaufte der Bär erst einmal gehörig und fuhr dann fort:

„Die Prinzessin sollte einmal in der Kirche ein Goldstück in den Opferstock werfen; sie war aber noch sehr jung und befangen und ängstlich und schämte sich vor den vielen Leuten in der Kirche und warf das Goldstück etwas ungeschickt, daß es daneben und in eine Spalte fiel. Darauf wurde sie von ihrer Krankheit befallen, die nicht früher enden wird, bis man das Goldstück hervorzieht und in die Ritze des Opfer-

stocks einwirft. Solche Kur ist kinderleicht, es dürfte nur einer hingehen und das Goldstück suchen und darauf müßte es die Königstochter in den Opferstock werfen.“

Bald nachdem die Tiere einander so ihre Geheimnisse mitgeteilt hatten, erhoben sie sich und gingen ihre gewohnten Wege. Meister Braun spürte dem Honig wilder Bienen nach, und die anderen beiden Raubgesellen suchten sich in der Nähe des Hühnerhofs ein erstes Frühstück.

Hänschen aber war über die Maßen froh über das, was er gehört hatte. Er bestrich sich eilends mit dem bereits fallenden Himmelstau die Augen; da wuchsen ihm neue klare Augäpfel, und er sah die goldenen Sterne am Himmel blinken und die dunkeln Wipfel der Waldebäume. Bald brach der Morgen an, und Hänschen sah nun Weg und Steg und wanderte neugestärkt die Straße entlang. In einigen Dörfern, durch die er kam, erbat er so viel, daß er seinen neu erwachten Hunger und Durst stillen konnte. Und endlich kam er in die Stadt, in welcher der Wassermangel wirklich so groß war, daß alle Leute nur Wein, Milch oder gar Brantwein tranken.

Hänschen trat zu einer Wirtin und bat, ihm ein Glas Wasser zu reichen. Da sah ihn die Wirtin groß an und schalt:

„Seh mir einer den Schlecker! Hat nicht einmal Geld für Wein und will Wasser zechen! Meint der Moßjö von Fadenschein, das Wasser quelle nur so für nichts und wieder nichts und koste kein Geld? Wisch Er sich den Mund von wegen dem Wasser; Wein oder Brantwein kann er haben, mit Wasser kann ich nicht dienen.“

„Ist denn hier wirklich eine solche Not um das Wasser, wie ich draußen gehört habe?“ fragte Hänschen. „Diesem Mangel wollte ich bald abgeholfen haben; ich bin ein Brunnenarzt.“

Diese Worte vernahmten einige junge Ratsherren. Dieselben umringten Hänschen und fragten hastig, wie er es anstellen wolle, dem Mangel abzuhelpen. „Meine hochverehrtesten Herren,“ sprach Hänschen, „wenn ich solchen Mangel allhier abstellen soll, so ist vor allem nötig, daß ich erst angestellt werde. Sollte mir eine kleine Geheimratsbesoldung — so vier bis sechstausend Talerchen alljährlich — zuteil werden, so würdet ihr Herren auch sehen, daß ich etwas Tüchtiges zu leisten verstehe.“

Die Kunde von dem neu angekommenen Brunnenarzt wurde nun vor den Magistrat gebracht, dort die Sache reiflich erwogen, und alle Stimmen einigten sich in dem Rufe: Wasser um jeden Preis — ehe wir alle verdursten! Der Magistrat stellte hierauf die Not der Stadt dem König vor und bat Seine Majestät, in Gnaden zu geruhen, den fremden Brunnenarzt zum Geheimrat zu ernennen, die Besoldung selbst solle aus städtischen Mitteln gern bestritten werden. Der König willfahrte diesem Gesuch und ließ für Hänschen die Ernennung ausfertigen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie nicht eher in Kraft trete, bis hinlängliches Wasser geschaffen sei; sei letzteres nicht reichlich, so würde nichts aus der hohen Beförderung.

Hänschen begab sich nun auf den Markt, sah schon von weitem den grauen Quaderstein und sprach zu den ihn begleitenden Sachverständigen: „Diesen Stein laßet ausbrechen, ihr Herren!“ Sobald nach seinem Worte geschehen war, rauschte plötzlich zur großen Verwunderung und Freude aller Umstehenden der Strahl eines Springbrunnens

stark und mächtig und turmhoch in die Luft, und quoll so viel Wasser aus, daß auf der Stelle in allen Wirtshäusern der Residenz die Weinpreise um die Hälfte fielen.

Laut erscholl durch die ganze Stadt das Lob des Wasserdoktors. Noch desselben Tages wurde der neue Herr Geheime Wasserrat, der sich indessen mit Staatskleidern, Staatswagen und Dienerschaft versehen hatte, an den Hof gerufen und fuhr stolz in den Palast. Der König sagte ihm vieles Freundliche und schenkte ihm in Anerkennung seines Verdienstes um die Haupt- und Residenzstadt einen schönen Orden, am wässerigen Bande zu tragen.

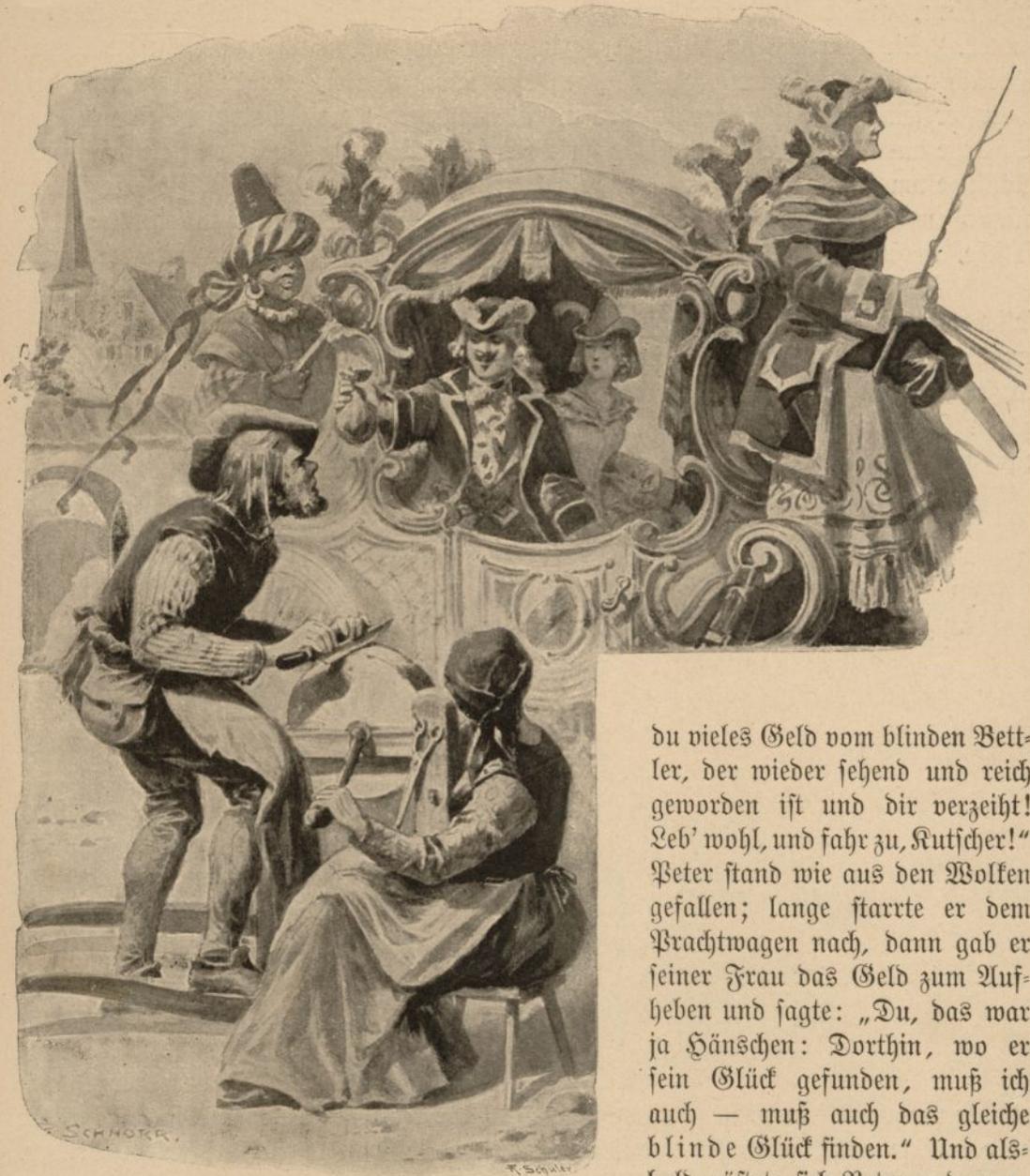
Bei dieser Audienz lenkte sich aber das Gespräch auch auf die Krankheit der Königstochter, und der König fragte den neuen Geheimrat, ob er als geschickter Wasserdoktor vielleicht für die Prinzessin eine Brunnenkur heilsam finde. „Nein, Eure Majestät,“ erwiderte der Geheimrat. „Einmal mit Wasser geholfen und nie wieder! Lassen mich Eure Majestät der Gnade theilhaft werden, Allerhöchstdero Tochter zu sehen, so hoffe ich dann zuversichtlich, den Sitz der Krankheit zu ergründen.“

Darüber war der König über alle Maßen froh und führte den Doktor selbst zu der kranken Prinzessin. Der fühlte er an den Puls und sah zugleich, daß sie sehr schön war. Dann sprach er: „Großmächtigster König! Wenn die allerdurchlauchtigste Prinzessin genesen soll, so kann dies nicht durch irdische Medizin geschehen, sondern durch göttliche Hilfe. Gestatten Allerhöchstdieselben, daß wir die Kranke in die Hofkirche tragen lassen; dort wird sie zweifelsohne genesen.“

Dieser Vorschlag ward vom König alsbald gutgeheißen; denn er war sehr fromm und freute sich, einen so frommen neuen Geheimrat gewonnen zu haben. In der Kirche ließ sich der Heilkünstler von der Prinzessin den Opferstock zeigen, suchte nach und fand in einer Ritze das Goldstück. Dieses gab er der erlauchten Kranken in die Hand und ersuchte sie, dasselbe nun richtig in den Stock zu werfen. Das tat die Prinzessin, und alsbald wurde sie völlig gesund und begann aufzublühen wie eine Rose. So führte sie nun der Geheimrat zu dem König. Was da für eine große Freude war, ist gar nicht zu schildern!

Aus dem Geheimrat wurde nun bald rasch nacheinander ein Reichsrat, ein Standesherr, ein Graf, ein Fürst — und aus diesem ein Bräutigam der genesenen Prinzessin! Nach der Hochzeit fuhren die Neuvermählten auf einer Rundreise durch das Land; wobei sie auch durch das Dorf kamen, aus welchem der Fürst einst als Hänschen gewandert war. Da stand am Wirtshaus ein Scherenschleifer und schloß, und seine Frau drehte ihm das Rad — und da war's der Peter mit dem Lieschen, die den Peter erst durchaus nicht haben wollte, ihn aber am Ende doch nahm, weil er ihr zuschwor, Hänschen werde sie nie wieder sehen.

Hänschen kannte gleich den Peter am falschen Gesicht, rief dem Kutscher zu: „Halt!“ und jenem rief er zu: „Peter!“ — Peter horchte hoch auf und fragte, was der Herr befehle. — „Nichts befehlen will ich, Peter,“ sprach Hans, „als daß du das Hänschen in mir wiedererkennen sollst, dem du zu so hohem Glücke verholfen hast. Dort im Walde fand ich armer Augenloser das Glück, wie manche blinde Taube eine Erbse. Dort unter einem Baume, an dem ich lag, suchte es mich heim. Hier hast



du vieles Geld vom blinden Bettler, der wieder sehend und reich geworden ist und dir verzeiht! Leb' wohl, und fahr zu, Kutscher!" Peter stand wie aus den Wolken gefallen; lange starrte er dem Prachtwagen nach, dann gab er seiner Frau das Geld zum Aufheben und sagte: „Du, das war ja Hänschen: Dorthin, wo er sein Glück gefunden, muß ich auch — muß auch das gleiche blinde Glück finden.“ Und alsbald rüstete sich Peter und wanderte, so rasch er wandern konnte,

an jenen Ort, wo er am armen Hänschen die letzte treulose Tat begangen hatte. Ein Fuchs lief schon lange vor ihm her — an jenem Orte stand der Fuchs. Da kam von weitem ein Wolf entgegengesprungen. Rasch wandte Peter sich um, da trabte ein Bär des Weges daher. Voll Entsetzen klonn jetzt Peter rasch am nächsten Baum empor.

„Verräter! Verräter! Verräter, die ihr seid!“ bellte der Fuchs, heulte der Wolf, brummte der Bär, und jeder beschuldigte den anderen, das Geheimnis verplaudert

zu haben, auf dessen Bewahrung sie einander doch alle drei die Pfote gegeben hatten. Sie waren sehr bissig gegeneinander und gaben einander schlechte Titel. Endlich nahmen Bär und Fuchs gegen den Wolf Partei, der sollte zunächst der Verräter sein und dafür gehenkt werden. Als bald drehte der Fuchs ein Seil und eine Schlinge aus Tannenreisig, der Bär hielt den Wolf fest, der Fuchs warf letzterem die Schlinge um den Hals und zog den Zappelnden in die Höhe. Der Wolf blickte stieren Auges empor, da sah er Peter im Gezweige des Baumes sitzen und heulte: „O, falsche, ungerechte Welt! Da droben sitzt er ja, der unser Geheimnis verraten hat!“

Jetzt sahen die beiden anderen Tiere auch in die Höhe, ließen den Wolf fallen, und der Bär kletterte auf den Baum und holte den Peter herunter. Drunten empfing ihn der Fuchs, der so wild war, daß er ihm gleich beide Augen auskrakte. Dann würgte ihn der Wolf, und der Bär drückte ihn mausetot, darauf haben sie ihn aufgefressen, daß kein Knöchlein von ihm übriggeblieben ist, — und das geschah dem falschen und grausamen Peter ganz recht.

Bruder Sparer und Bruder Vertuer.



Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, die ließ er ein Handwerk lernen, „denn,“ sprach er, „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ Der eine Sohn wurde ein Schuhmacher, der andere ein Schneider, und wie die Lehrzeit beendigt war, gingen sie auf die Wanderschaft. Sie waren beide ein Paar lustige Brüder, aber der Schuh-

macher vertat all sein Geld in Rauchtobak, Schnupftobak und Schnaps, der Schneider aber rauchte nicht, schnupfte und schnapste nicht. Bisweilen riet er seinem Bruder, doch haushälterisch mit dem Geld umzugehen, aber der Schuster lachte ihn aus und sagte: „Wozu soll ich denn sparen? du sparst ja! Sparer muß einen Vertuer haben, — sagt das Sprichwort.“ So wanderten die guten Gesellen ein ganzes Jahr lang miteinander. Der Schneider hielt sich einen besonderen Geldbeutel, dahinein legte er jedesmal, wenn sein Bruder Geld für unnütze Dinge ausgab, ebensoviel aus der gemeinschaftlichen Kasse, die niemals reich war, zu einem Notpfennig, und so tat er das ganze Jahr hindurch, und hatte seine Freude daran, wie das Bäuchlein des Beutelschens immer stärker wurde.

Nun kamen sie einmal miteinander in Wortwechsel, wieder über Sparen und Bertuen; der Schneider rühmte sich des ersparten Schazes, wo der Schuster sagte: „Es wird auch ein rechter Bettel sein, was du erspart hast.“ Darüber gelangten sie auf eine Brücke, die hatte schöne breite und glatte Steine auf ihrer Einfassungsmauer, und da wollte der Schneider seinen Bruder überzeugen, daß Sparen ein gut Ding sei, denn das Sprichwort sagt: Spare in der Zeit, so hast du in der Not, und: Junges Blut, spar' dein Gut! Darben im Alter wehe tut.

Sie legten ihre Ränzel ab, und der Schneider zog sein Beutelchen und zählte die schönen Silbergroschen und Sechser, die vom langen Tragen ganz rötlich geworden waren, auf einen Brückenstein; es war ein hübsches Sümchen, und er freute sich königlich darüber. Der Schuhmacher sah es ganz gleichgültig, stopfte sich eine Pfeife und schlug eben Feuer, als plötzlich ein so heftiger Windstoß daherkam, daß das Schneiderlein gleich in den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Einfassung gehabt hätte; aber das Geld, das wehte der Wind alles hinunter ins Wasser. Der Schneider stand starr vor Schrecken, der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife und fragte mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt: „Na, Bruder Sparerer, wieviel hast du nun?“ Da heulte der Schneider, daß ihn der Bock stieß: „So viel wie Duhuhuhuhu! So viel wie Duhuhuhuhu!“ — Was nützt es, wenn man spart sein Geld, und dann nicht fest im Beutel hält.

Die Wünschdinger.

Es war einmal am Nordlandsmeer ein mächtiger Seefönig, ein Herr über vieles Land und viele Schiffe; der hatte drei Söhne. Als diese ins Jünglingsalter gekommen waren, sollten sie hinaus in die See, ihren Mut erproben und tapfere Taten verrichten, sowie Gut erwerben.

Da ließ der König drei neue, große, stattliche Schiffe bauen, dieselben wohl bemannen und ausrüsten und schenkte jedem seiner Söhne eines dieser Schiffe. Nun fragte er den ältesten Sohn: „Was gedenkst du zu beginnen mit dem Schiff, das ich dir schenkte?“ — „Damit, mein Herr Vater,“ antwortete der älteste Seefönigssohn, „gedenke ich weit über Meer nach Osten zu fahren und Schätze zu gewinnen von fernen Küsten und Inseln.“ — „Wohl getan!“ sprach der König. „Fahre hin und fahre wohl!“

Hierauf fragte er seinen zweiten Sohn: „Was gedenkst du mit dem Schiff zu tun, das ich dir schenkte?“ — „Damit, mein Herr Vater,“ antwortete der mittlere Seefönigssohn, „gedenke ich weit übers Meer gen Westen zu fahren, neue Lande und Inseln zu entdecken und von ihren Schätzen ein gutes Teil heimzuführen.“ — „Wohl getan!“ sprach auch zu diesem Sohne der König. „Fahre auch du hin, und fahre

wohl!“ — Nun wandte sich der König zu seinem dritten Sohn und fragte: „Was gedenkst du mit dem Schiff zu tun, das ich dir geschenkt habe?“ — „Ich gedenke, mein gnädiger König, Herr und Vater,“ antwortete der jüngste Seefürst, „damit auf Abenteuer auszugehen und mich Eures hohen Namens und Eurer Liebe würdig zu zeigen, wohin mich auch mein Fahrzeug trage, so wie immerdar.“ Diese Antwort überraschte den König, weil er sie nicht so erwartet hatte, doch ließ sich nichts dagegen sagen. Er sprach daher: „Soll mich freuen! Fahre hin und fahre wohl!“ Darauf wurde ein Abschiedsmahl gehalten, und am nächsten Morgen gingen die drei Königsöhne in See.

Eine Zeitlang fuhren sie mit ihren drei Schiffen nebeneinander dahin, als sie aber in die hohe See kamen, da trennten sie sich — nach Osten, Westen und Süden. Der nach Osten fuhr, kam in das Silberland, allwo es Taler schneite, und füllte sein Schiff mit Silber, soviel es zu tragen vermochte. Der zweite, der nach Westen gefegelt war, hatte eine ungleich längere Fahrt, kam aber dafür bis in das Goldland, das man Eldorado nannte, und es gelang ihm, sein ganzes Schiff mit Gold zu befrachten, soviel es immer tragen konnte. Beide Brüder fuhren wieder heimwärts nach ihres Vaters Schlosse, wo sie wohlbehalten anlangten und freudig empfangen wurden.

Der dritte Bruder, der nach Süden zu gesteuert war, fand weder ein Silberland noch ein Goldland, überhaupt gar kein Land, und schon gingen ihm die Nahrungsmittel aus. Endlich gewahrte er in der Ferne einen kleinen dunklen Punkt, auf den er lossteuerte. Er hoffte mit Zuversicht, dort mindestens ein Brotland zu finden. Aber als er näherkam, sah er, daß es eine wüste Insel war, voll steiler, schroffer Klippen und unwirtbarer Felsen, ein rechtes Hungerleiderland. Denn, obwohl er drei Tage lang auf dem scheinbar gänzlich unbewohnten Eiland suchend herumirrte, konnte er auch nicht die geringste Nahrung für sich und seine Mannschaft entdecken.

Vor Hunger fiel er am dritten Tag um und lag in Ohnmacht. Als er aus dieser erwachte, sah er eine holde Jungfrau vor sich stehen, die ihn mit Anteil betrachtete und ihn fragte: „Wer bist denn du, und wie kommst denn du hierher?“ — „Ach!“ ächzte der Königssohn, „wäre ich doch lieber nicht hierhergekommen. Ich bin ein Prinz, der nichts zu essen hat, und komme um vor Hunger!“ — „Ei, wenn dir sonst nichts fehlt, dafür kann ich schon sorgen! Folge mir, mein Prinz!“ sprach das Mädchen, und dem Königssohn klangen ihre Worte wie Musik. Seine junge Führerin brachte ihn zu einem Häuschen; da saß eine alte Frau und war fleißig am Rocken, und das Mägdlein sprach zu der Alten: „Liebes Mütterlein, ich bitte dich recht sehr, gib mir für den jungen Prinzen hier, der großen Hunger hat, das Wünschtüchlein. Sieh, ich hab's ihm ja versprochen, und du wirst mich doch nicht wollen mein Wort brechen lassen!“

Da schloß die Alte, wenn auch unwillig, einen Schrein auf und brachte ein leinenes Tüchlein hervor, das war wunderfam künstlich ausgenäht nach uralter Art und hatte gesteppte Franzen. Das breitete sie auf den Tisch und murmelte die Worte dazu:

„Decke dich, mein Wünschtüchlein,
Für einen Mann mit Speis' und Wein!“

Raum hatte sie das gesagt, so standen auf dem Wünschtüchlein Brot und Salz, Braten und Gemüse, das herrlichste Obst und eine Flasche Wein nebst Glas, sowie

Messer und Gabel, und das Mägdlein lud den Prinzen zum Essen ein. Der hungrige Meerfahrer ließ es sich nicht zweimal sagen und langte ohne Umstände zu. So gut, wie diesmal, hatte es ihm selbst an der fürstlichen Tafel in seines Vaters Schlosse noch nie geschmeckt. Als er satt war, trank er unter Worten des Dankes die Gesundheit seiner beiden Wohltäterinnen und ging auf sein Schiff zu, um weiterzufahren. Das junge Mädchen, welches der Prinz gleich liebgewonnen hatte, lief ihm nach und rief: „Nimm mich doch mit! Hier ist es so einsam und ich will ohne dich nicht hier bleiben!“ Er aber antwortete: „Mein liebes, gutes Kind, mitnehmen kann ich dich jetzt noch nicht, ich würde dich nur ins Verderben führen; geht es mir aber wieder gut,



so komme ich sicher und hole dich ab.“ — „Nun, so halte dein Wort,“ sprach das Mädchen, „und nimm zum Andenken das Wünschtüchlein und brauche es so, wie du es bei meiner Mutter gesehen. Bewahre es gut und vergiß mein nicht!“

Hoherfreut ging der Königssohn mit dem wertvollen Wünschding auf sein Schiff, wo die Mannschaft vor eitel Hunger klägliche Gesichter schnitt. Der Königssohn aber lachte nur dazu, ließ eine große Tafel auf das Verdeck schaffen, an welcher sich alle niederlassen mußten, breitete das Tüchlein darauf und sprach:

„Decke dich, mein Wünschtüchlein,
Für alle die Meinen mit Speiß und Wein!“

Da machte die Mannschaft große Augen, als die Tafel sich füllte mit Braten und Salat und Käse und Wein. Das war ein wahres Festessen, und als sich ein jeder nach längerer Zeit wieder einmal gründlich sattgeessen hatte, stach man wieder fröhlich in See.

Gegen Abend wurde an einer anderen Insel gelandet, welche der Königssohn ebenfalls näher kennen lernen wollte. Er fand sie gleichfalls unbewohnt, wurde vom Umherwandern hungrig, breitete daher sein Wünschtüchlein aus und nahm eine Mahlzeit ein. Da kam ein Mann dahergegangen, der blieb verwundert stehen und sprach: „Wie? Ihr speiset hier vollauf, und ich, der ich vom Sturm auf diese Hungerinsel verschlagen bin, falle vor Hunger fast um!“ — „Seid mein Gast!“ sprach freundlich der Königssohn und ließ das Tüchlein sich von frischem decken, erzählte auch dem Manne, wie er zu demselben gekommen sei.

„Ach ja,“ sagte der Fremde, „es gibt verschiedene solche Wünschdinger; nicht alle aber helfen einem etwas. Sehet hier meinen Stab, das ist auch ein Wünschding. Drehe ich den Knopf ab und sage: Hundert — oder tausend — oder hunderttausend Mann zu Fuß oder zu Pferd, so sind sie da und tun, was ich will, und drehe ich den Knopf wieder auf, so sind sie hinweg. Was hab' ich aber davon? Soldaten wollen auch leben — und wenn man selbst nichts hat, wie dann? Da lob' ich mir so ein braves Wünschtüchlein, um das gäb' ich gleich den Wünschelstab.“ — „Nun, da könnten wir ja tauschen, wenn es Euch recht wäre!“ sprach der Königssohn. — „Ihr kommt in der That meinem heimlichen Wunsche zuvor!“ rief erfreut der Fremde, und der Tausch erfolgte auf der Stelle, worauf die beiden sich trennten.

Nach einer kleinen Weile drehte der Königssohn den Stockknopf ab und rief: „Hundert Mann zu Pferde!“ Da rasselten die Reiter heran. „Holt mir schnell mein Wünschtüchlein!“ gebot der Königssohn, und wie der Wind vollzog die Mannschaft seinen Befehl; wie der Wind war sie zurück und schwenkte das Tüchlein als Standarte. Da breitete der Prinz das Kleinod aus und rief:

„Decke dich, mein Wünschtüchlein,
Für hundert Mann mit Speiß und Wein!“

und ließ die Mannschaft sich satt essen und satt trinken. Dann schraubte der Prinz seinen Stockknopf wieder auf, und alsbald verschwanden die hundert.

Hierauf begab sich der glückliche Besitzer der zwei Wünschdinger wieder auf sein Schiff, fuhr weiter und gelangte am nächsten Tage zu einer dritten Insel, an



welcher er wieder landete, um Abenteuer aufzusuchen. Er war noch nicht weit gegangen, da begegnete ihm eine alte Frau, die war in einen bunten, von lauter einzelnen Lappen zusammengestepten Mantel gehüllt, sah sehr elend aus und ächzte: „Ach, ich falle um vor Hunger und Durst, ich habe seit zwei Tagen nichts genossen. Habt Ihr nicht etwas Brot bei Euch?“ — „Gern, liebes Mütterlein,“ antwortete der Prinz. „Ich kann Euch jede Nahrung geben, die Ihr wünscht!“ — „Ei, du meine Güte!“ rief die Frau. „Wenn ich doch nur ein Schälchen Kaffee hätte! Es ist mir gar zu hohl im Leibe.“

Da zog der Königssohn sein Kleinod hervor, breitete es aus und sprach:

„Decke dich, mein Wünschtüchlein,
Für uns zwei mit Kaffee, Frühstück und Wein!“

Da deckte sich das Tüchlein mit Tassen und Tellern, mit Kaffeekännchen, Sahnekännchen und Milchkännchen, alles warm, mit Semmeln und Kuchen, Brottorte und Biskuittorte, mit Zucker und Butter und Honig, mit Schinken und Wein. Vor Vergnügen lachte das alte Weib mit dem ganzen Gesicht, aß und trank und wurde ganz lustig und warf ihren Mantel in die Höhe. Da flogen plötzlich alle Lappchen einzeln auseinander und fielen ringsum auf die Insel, und wo ein gelbes oder rotes Lappchen hinfiel, da stand ein stattliches Schloß, wo ein grünes lag, wurde ein Park, wo ein blaues, ein schöner See; so war auf einmal die öde Insel in ein Paradies verwandelt.

Das gefiel dem Königssohn über die Maßen wohl, und er sprach zu dem Frauchen: „Um dieses Kleinod, wie Euer Mantel ist, könnte ich Euch fürwahr beneiden.“ — „Ja, ja — er ist recht hübsch,“ erwiderte die Alte; „was hilft mir aber der schönste See und der größte Park und das herrlichste Schloß, wenn ich keinen Kaffee zu trinken und nichts zu essen habe? Euer Wünschtüchlein wäre mir lieber.“ — „So laßt uns tauschen!“ schlug der Prinz vor, und das war die Alte gleich zufrieden und klatschte in die Hände. Da wurden die Schlösser, die Parke, die Seen alle wieder bunte Lappchen und setzten sich als Mantel zusammen; den gab das Frauchen in des Prinzen Hand und nahm erfreut aus der seinen das Wünschtüchlein. Sie war aber noch nicht weit, so schraubte der Prinz wieder den Knopf von seinem Wünschelstab ab, wünschte sich hundert Mann, befahl diesen, sein Tüchlein wiederzubringen, und auf der Stelle wurde sein Befehl vollzogen. Hierauf begab sich der Königssohn wieder auf sein Schiff und segelte weiter.

Am nächstfolgenden Tage wurde abermals eine kleine Insel entdeckt, auf welcher der Königssohn umherstrich. Er fand keine Schätze darauf, ging sich jedoch müde und schlummerte an einer schönen Stelle in einem Wäldchen ein.

Da weckten ihn wunderbar schöne Geigentöne; er erhob sich und sah über sich auf einem Felsen einen Geigenpieler sitzen, den er grüßte und dem er seinen höchsten Beifall bezeugte. Der Geiger nickte ihm freundlich zu und sagte:

„Wißt, daß ich der König aller Geigenpieler bin, alle anderen sind nur Stümper gegen mich. Wenn ich auf einer Saite streiche, so werden die Menschen verückt, schließen die Augen, fallen vor Wonne um und ersterben fast. Wenn ich aber eine andere Saite streiche, so kommen sie wieder zu sich und schreien alle: ‚Ah! ah!‘ und werden wie toll vor Entzücken. Meine Geige ist eben eine Wünschelgeige, auf welcher sich alles, was ich im Sinne habe, das Rührendste und Tollste, von selbst abspielt, sobald ich es nur wünsche.“

Diese Wünschelgeige hätte der Prinz gar zu gern noch zu seinen anderen Wünschdingern besessen, und da der Geigenbesitzer ebenfalls sehr gern bereit war, sobald ihn der Prinz die herrlichen Gaben des Wünschtüchleins hatte kosten lassen, sein Wunderinstrument gegen dieses Tüchlein herzugeben, so tauschten sie bald. Darauf



ließ der Prinz, wie die letzten Male, das Wünsch Tuch durch seine allezeit gewärtigen Knopfsoldaten ohne Mühe zurückholen.

Jetzt beschloß der Prinz, die Heimreise anzutreten. Diese ging ganz glücklich von statten, und nach langer Fahrt landete der Königssohn an der Küste des väterlichen Seekönigreichs und gelangte in die Nähe des Schlosses. Da es aber bereits Nacht geworden war, so suchte er sich im Parke, nahe dem Schlosse, ein Plätzchen, wo er sich niederlegte und schlief. Am nächsten Morgen hatte der König eine Jagd im Park anberaunt, um für seine Tafel einen Hirsch zu schießen. Da witterten die losgelassenen Jagdhunde einen Fremden und stürmten nun kliffend und kläffend nach dem Baume, unter dem der Schläfer lag. Als sie aber nahekamen, rochen sie ihm gleich an, daß er der Königssohn war, und schweifwedelten, wälzten sich im Grase vor Freude, und trieben ein tolles Wesen. Der König vernahm den Hunde-

lärm, kam nun selbst zum Baume und fand, daß sich soeben sein jüngster Sohn vom Schummer erhob. Aber er war keineswegs erfreut über das Aussehen des Prinzen, vielmehr sagte er: „Poxtausend, da bist du ja wieder und schaust aus wie einer, dem die Hunde das Brot genommen haben. Ich vermeine nicht, daß du Schätze erworben und mitgebracht hast, und lebte doch der Hoffnung, du wärest, wie dein ältester Bruder in das Silberland und der zweite in das Goldland gekommen sind, vielleicht in das Diamantland gelangt, und würdest von dort mit reicher Fracht zurückkommen, die mir Freude gemacht und dem Lande zum Nutzen gedient hätte. Denn ich bin in einen schändlichen Krieg verwickelt mit dem Nachbar meines Reiches, der mich hart bedrängt und mir bereits viele Orte und Schlösser zerstört hat. Alles Silber und alles Gold, welches deine Brüder mit zur Heimat gebracht, ist aufgegangen für Rüstung und Erhaltung meines Kriegsheers, welches schon in mehreren Schlachten geschlagen wurde. Es steht daher zu fürchten, daß unser Feind mein ganzes Reich erobert und uns vom Thron und Lande jagt.“

Indem kamen auch schon Eilboten mit der Nachricht, daß der Feind mit starker Heeresmacht von drei Seiten eingefallen sei. Da meinten der König und seine beiden

älteren Prinzen, es bliebe somit nur die vierte Seite zur Flucht übrig. Davon wollte aber der jüngste Prinz nichts hören; vielmehr schraubte er den Stockknopf ab und gebot: „Hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß! Treibt den Feind zu Paaren!“

Da wimmelte auf einmal die ganze Gegend von streitbarer Mannschaft, und nach einer Stunde war nicht nur kein Feind mehr im Lande, sondern auch das Land des feindlichen Nachbarn völlig erobert. Hierauf breitete der Königssohn sein Wünschtlüchlein aus und sprach: „Jetzt laßt uns ein großartiges Siegesmahl feiern!“ Und er rief:

„Decke dich, mein Wünschtlüchlein,
Für hunderttausend Mann mit Speiß und Wein!“

Da deckten sich gleich Tausende von Tischen.

„Zur Festfreude gehört aber auch Musik!“ rief der Prinz. „Ich werde mich selbst auf der Violine hören lassen.“ Und er spielte zuerst auf der einen Saite, daß alle Zuhörer vor Behmut ohnmächtig wurden, dann auf der anderen Saite, worauf alles „Ah!“ und „Bravo!“ schrie. Der König, die älteren Prinzen und der ganze Hofstaat kamen vor Verwunderung gar nicht zu sich selbst.

Der jüngste Prinz aber sprach ruhig: „Nun laßet uns, was der Feind zerstört hat, schöner wiederherstellen, auf daß alle Wunden des Krieges geheilt werden!“

Der Prinz warf darauf den Wünschmantel in die Luft; da bedeckte sich das ganze Land mit neuen Schlössern und Palästen, Parken und Seen. Mit dem Wünschtlüchlein aber schaffte er dem Lande Nahrung und Wohlstand, mit dem Wünschelstab verlieh er ihm eine starke Macht und zugleich die Achtung der Nachbarn, und mit der Geige förderte er im Lande Lust und Liebe zu Musik und den schönen Künsten. Dann holte er jenes Mägdlein von der einsamen Insel, die ihm zuerst sich so gut und hilfreich gezeigt hatte, und erhob sie zu seiner Gemahlin, indem er sagte: „Sie hielt mir Wort, und mir ziemet, auch ihr es zu halten.“ — Ebenso ließ er die früheren Besitzer der anderen Wünschdinger holen und bewies sich freigebig und dankbar gegen sie, um so das Unrecht, das er ihnen getan hatte, nach Kräften wieder gutzumachen.



